

ES WAR EINE SCHWERE ZEIT

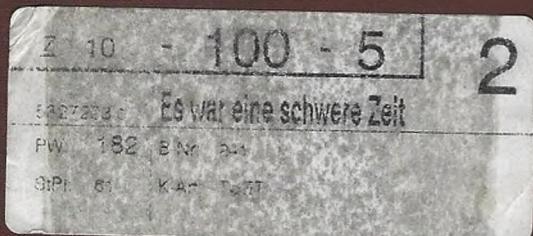
JOSEF BADER (HRSG.)



40 GESCHICHTEN
VOM KRIEG



Brandenburgisches Verlagshaus



ES WAR EINE SCHWERE ZEIT

Mehr als 65 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkriegs leben in Deutschland immer weniger Menschen, die noch davon erzählen können, wie es ist, in einem Krieg zu leben. Nicht nur die Soldaten an der Front, auch der Rest der Bevölkerung hatte vor allem ein Ziel: diese schwere Zeit lebend zu überstehen! Josef Bader hat mit vielen Zeitzeugen gesprochen und ihre Erlebnisse präzise dokumentiert. Das Ergebnis ist eine einzigartige Sammlung von 40 ergreifenden Schicksalen abseits des Frontkampfes – unvorstellbar extreme Momentaufnahmen des Lebens, die nicht in Vergessenheit geraten dürfen. Mit diesem Buch werden sie für jeden Leser wieder neu erfahrbar gemacht.



**ES WAR EINE
SCHWERE ZEIT**

Impressum

Mathias Lempertz GmbH
Hauptstraße 354
53639 Königswinter
Tel.: 02223/ 900036
Fax: 02223/ 900038
info@edition-lempertz.de
www.edition-lempertz.de

© 2012 Mathias Lempertz GmbH

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Verlags ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus zu vervielfältigen oder auf Datenträger aufzuzeichnen.

Autor: Josef Bader
Fotos Inhalt: Privatbesitz des Autors
Umschlagentwurf: Ralph Handmann
Fotos Umschlag: Das Bundesarchiv
Druck und Bindung: bonitasprint GmbH, Würzburg

Printed in Germany
ISBN: 978-3-939284-39-0

ES WAR EINE **SCHWERE ZEIT**

JOSEF BADER (HRSG.)

40 GESCHICHTEN VOM KRIEG



Brandenburgisches Verlagshaus

Impressum

Mathias Lempertz GmbH

Hauptstrasse 354

53639 Königswinter

Tel.: 02223/ 900036

Fax: 02223/ 900038

info@edition-lempertz.de

www.edition-lempertz.de

©2012 Mathias Lempertz GmbH

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Verlags ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus zu vervielfältigen oder auf Datenträger aufzuzeichnen.

Autor: Josef Bader

Fotos Inhalt: Privatbesitz des Autors

Umschlagentwurf: Ralph Handmann

Fotos Umschlag: Das Bundesarchiv

Druck und Bindung: bonitasprint GmbH, Würzburg

Printed in Germany

ISBN: 978-3-939284-39-0

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

INHALT

Vorwort	6
Vorwort des Herausgebers	8
Zwei 16-Jährige im «Endkampf um Berlin»	10
Kinder als Kriegskameraden	26
An meine Mutter!	34
Das kurze Kriegstagebuch des Klaus Boy	37
«Frohe Botschaft» zum Weihnachtsfest 1944	47
Wer holt die Glocken runter?	52
Wo ist Haushofer?	55
Der schwarze «Judenreiter»	62
Nicht immer ist richtig, was man mit den Augen sieht	65
Durch feige Mörderhand	67
Kinderlandverschickungs-Odyssee nach Krün	72
Propaganda und Lagerelend	78
1'000 schöne Leningrader Frauen und Brücken in die Heimat	85
Mutter hebt MG-Nest aus	93
Der Tod eines Napola-Schülers	97
«Wie ein Ort fremder Nation...»	99
Die weissen Bettlaken	103
Eine Stunde Zeit und SS-Kaffee	106
«Blitzbomber» und gefährliches Brot für die Zwangsarbeiter	110

Mit einem Fuss in Dachau	115
Pädagogisch wertvolle Massnahmen.....	117
«Wer über mich spricht und die Meinen»	119
Das Kriegsverdientskreuz	122
Rettung am Avalaberg	127
Der Hund von Sabac	134
Der Hosenscheisser	136
Der Kompass ist eingerichtet!	139
Manche Bomben fliegen tief	142
Koppelstätter gefallen	149
Freiheit für Deserteure!	154
Vertrieben mit zehn Kindern	160
Luftkampf über Grainau	163
Bomben auf Hansi	165
Das Ende naht in der «Alpenfestung»	170
Nach dem Krieg geht die Flucht weiter	173
Kein Entkommen	178
Letzte Aufträge	181
«Du bist schwarzer Mann, du bist Bürgermeister!»	184
Helmi und der Neger	188
Jimmy der Texaner	190

VORWORT

Der Krieg hat viele Gesichter. Die bekanntesten davon gehören wohl den unzähligen Soldaten. Ohne es zu wollen, wurden sie an die Front geschickt, in eine Notwehrsituation gezwungen und mussten millionenfach für ihr Volk und Vaterland ihr junges Leben lassen. Nicht weniger interessant und auf keinen Fall weniger bemerkenswert sind jedoch die Geschichten «hinter den Kulissen». Wie erlebten Kinder die Kriegsjahre? Welche Verzweiflung durchlitten zurückgebliebene Ehefrauen, Väter und Mütter? Wie überstanden gnadenlos Verfolgte ihre Vertreibung und Flucht? Und welche Geschichten gibt es von mutigen Bürgern, die ihre Nachbarn vor ebensolcher durch Mut bewahrten?

Das Buch «Es war eine schwere Zeit» erzählt diese kleinen Geschichten und Erfahrungen abseits des Frontkampfes und erlaubt womöglich eine etwas «privatere» Sichtweise auch auf die inneren Kämpfe und Widerstände des Zweiten Weltkriegs. Erzählt werden kann hierbei natürlich nur, was in den Köpfen der Zeitzeugen hängengeblieben ist und was einige wenige Dokumente der Zeit untermauern. Vor Ihnen liegt eine in dieser Form bislang unveröffentlichte Sammlung von Kriegsgeschichten, einzigartig in ihrem Facettenreichtum und ihren Sichtweisen.

Es handelt sich ausschliesslich um Geschichten aus Privatbesitz. Der Herausgeber, Josef Bader, dem an dieser Stelle unser ausserordentlicher Dank gilt, hat mit vielen Zeitzeugen gesprochen und ihre Erlebnisse dokumentiert. Viele Erinnerungen und Erzählungen, die ansonsten vielleicht längst vergessen wären, wurden so zusammengetragen und neu erlebbar gemacht. Mit diesem Buch möchten wir diesen einzigartigen Erinnerungsschatz zugänglich machen und weitergeben.

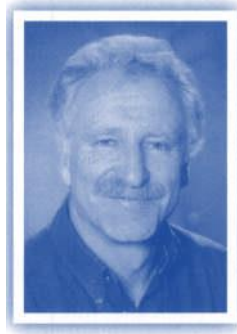
Private Erinnerungen sind vor allem Eines: subjektive Erlebnisse. Nach vielen Jahren erzählt und aufgeschrieben sind sie mitunter nicht in jedem Detail belegbar, dies schmälert jedoch in keiner Weise den Charakter und die Aussagen der eindrucksvollen Texte. Der Kern der Erzählungen bleibt erhalten und die Geschichten um Menschen,

wie wir sie alle sind, präsentieren sich auf eine natürliche Art. Mehr als 65 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs leben in Deutschland immer weniger Menschen, die noch davon erzählen können, wie es ist, in Kriegszeiten zu (über)leben. Geschichten wie diese passierten während des Zweiten Weltkriegs in dieser oder ähnlicher Form auf der ganzen Welt. Sie sind Schicksalsbeispiele. Überdies zeigen die Geschichten das, was der Krieg wirklich war: Ein Weltkrieg. Deutsche Soldaten in Ostpreussen und Griechenland. Kampf in Serbien. Zwei Jungen beim Endkampf um Berlin. Viele skizzieren Flucht und Kampf, aber andere zeigen auch hoffnungsvolle und überraschende Seiten des Krieges. Eben die Momente, aus denen die Menschen ihren Überlebenswillen und ihre Nächstenliebe zogen.

In 40 Kurzgeschichten werden Einzelschicksale einfühlsam kommentiert, in ihren historischen Kontext eingeordnet und auf diese Weise neu erfahrbar gemacht. Es wird eine Momentaufnahme des Lebens gegeben, wie es unterschiedlicher nicht sein könnte. Und doch spielen sich alle vor demselben Hintergrund ab und haben alle dasselbe Ziel: Den Krieg zu überstehen.

*Königswinter 2012,
Brandenburgisches Verlagshaus*

VORWORT DES HERAUSGEBERS



«Wenn ein alter Mensch stirbt, dann brennt eine Bibliothek!» sagt ein wahres Wort. Mit den Alten brennen und sind schon unzählige «Bibliotheken abgebrannt» ohne dass deren «Bücher» von den Nachkommen mit dem Interesse gelesen wurden, das ihnen zugestanden hätte. Die Jungen lauschen nicht mehr den Erzählungen der Alten, die ja meist gar nicht mehr in den Familien anzutreffen sind. An ihre Stelle sind moderne Medien und die Unterhaltungsindustrie getreten und damit ist die mündliche Weitergabe von Familiengeschichte und -tradition auf die nachfolgenden Generationen in grossem Umfang zum Erliegen gekommen.

Die heutigen ‚Alten‘ mussten soviel er- und überleben und Neues erfahren, wie wohl kaum eine Generation vor ihr und hoffentlich auch nicht nach ihr. Noch leben wichtige Zeitzeugen, die um die Dinge wissen und noch aus eigener Erfahrung darüber berichten können. Es ist höchste Zeit, ihr Wissen zu bewahren, ihre «Bücher» zu retten, so lange sie noch Zeugnis geben können. Dass dieses Zeitzeugenwissen konserviert wird, damit nachwachsende Generationen später nachlesen können, wie es dem Einzelnen in dieser bewegten Zeit ergangen ist, ist das Anliegen des Autors.

Im Bewusstsein für die Verantwortung gegenüber dem gedruckten Wort habe ich nach bestem Wissen und Gewissen recherchiert, nichts hinzugefügt und nur Weniges oder allzu Persönliches weggelassen.

Viele, die mir ihre Geschichten erzählt haben, sind inzwischen verstorben. Ich danke Ihnen und den noch lebenden Zeitzeugen, dass sie dazu beigetragen haben, einige wertvolle «Bücher» zu retten.

Josef Bader

2. ZWEI 16-JÄHRIGE IM «ENDKAMPF UM BERLIN»

(nach Anton Geiger)

16. APRIL 1945

Beginn der Schlacht um Berlin, die am 2. Mai mit der Besetzung der Stadt endet. Einkesselung der Stadt durch die Rote Armee, die die deutschen Stellungen unter heftiges Artilleriefeuer nimmt. Deutsche Einheiten haben sich jedoch grösstenteils bereits zurückgezogen.

21. APRIL 1945

Sowjetische Truppen dringen bei Marzahn in die Stadt ein. Es gibt erbitterte Häuserkämpfe. Jeder muss kämpfen, die Propaganda fordert das Gefecht bis zum letzten Mann, der «Endsieg" wird immer noch erwartet.

25. APRIL 1945

Vollständige Einkesselung Berlins durch sowjetische und polnische Truppen. Ein vollständiges Verhindern von Fluchtmöglichkeiten ist dennoch nicht möglich. Besonders bei Spandau gelingt einigen der Weg aus der drohenden Gefangenschaft durch die Rote Armee.

30. APRIL, 14:25 UHR

Die sowjetische Flagge wird aus einem Fenster des Reichstagsgebäudes gehisst.

31. APRIL, 22:00 UHR

Die rote Fahne weht auf der Reichstagskuppel.

2. MAI 1945
Berlin ist bezwungen.

Wie so viele Halbwüchsige bei Ende des Krieges, so wurden auch zwei junge Kocheler im jungen Alter aus der friedlichen Abgeschiedenheit ihrer Heimat herausgerissen und glaubten, «für Führer, Volk und Vaterland» oder doch zumindest zur «Rettung des Vaterlandes» ihre Pflicht tun zu müssen.

Anton Geiger schildert seine «Erlebnisse beim Endkampf um Berlin»:

Ende 1944 wurde der Jahrgang 1928 von Kochel gemustert. Mein Vetter Gustl Preß und ich waren von den acht gemusterten Kochlern die einzigen, die als „nicht kriegsverwendungsfähig“ eingestuft wurden. Gustl, der um einen Kopf größer war als ich, wurde als zu leicht befunden und ich war noch nicht groß genug. Über diese Entscheidung waren wir beide anfänglich sehr unglücklich, denn wir hatten jetzt

keine Hoffnung mehr, jemals an der Front eingesetzt zu werden.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Hitlerjugend Bonn Tälz-Wallrafshausen

Stellenbuch, BAD 1012, Marktstraße 75a, Bonn 778, Partei Nr. 778, Bankführer W./B.

Postfachkonto: Minden 59301, Bankgasse 138, Städtische Sparkasse Bad Tälz, Bad Tälz, den 25. Juli 1944.

An den Kameradschaftsführer **Personallich**
Gustl Preß
in Kochel an See.

Lieber Gustl!

Aus einer mir heute vorliegenden Aufstellung des Standortes Kochel ersehe ich, daß dieser Standort in Rahmen der Kriegsfreiwilligenwerbung der Hitler-Jugend der beste Standort des Bereichs zu werden verspricht, weil sich in der Wirklichkeit alle Jungen des Standortes mit Ausnahme von Dir freiwillig gemustert haben. Du bist ja sicher längst darüber unterrichtet, daß die Freiwilligenmeldung keine vorzeitige Einberufung zum R.M. und auch keine vorzeitige Einberufung zur Wehrmacht bedingt, sondern daß sie einerseits Dich in die Möglichkeit versetzt, die eigene Truppmittel zu wählen und daß sie andererseits eine größtmögliche Sicherheit für deutsche Jugend darstellt, daß in einer Zeit, in der die Gegner immer von Kriegsmöglichkeit des deutschen Volkes erzählen, von besonderer Bedeutung ist. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Du als HJ-Führer im Schluß der ersten Wehrdienstprüfung von Kochel sein willst, der sich nicht freiwillig gemustert hat. Ich wünsche Dir Schnelligkeit mit Deinen Eltern, bin aber der Ansicht, daß hier Du eine Entscheidung zu treffen hast, die Dich ganz allein angeht. Du hast Dich bis jetzt als Einsatzbereiter und ordentlicher Kamerad bewiesen. Ich hoffe, daß Du auch jetzt willst, was Du zu tun hast. Einen Zwederschein lege ich Dir bei.

Heinz Müller
Bankführer.

Persönliche Kriegsfreiwilligenwerbung vom Bankführer an Gustl Preß

Die Befürchtung, beim erwarteten «Endsieg» nicht dabei sein zu dürfen, sollte sich aber als unbegründet erweisen.



Anfang Februar bekamen Gustl und ich einen Einberufungsbefehl mit folgendem Wortlaut: «Auf Grund des Gesetzes über die Hitlerjugend vom 1.12.1936 wirst du zur Erfüllung deiner Jugenddienstpflicht zum Kriegseinsatzschulungslager nach Dresden einberufen».

Die Aufnahme entstand im Februar 1944. Unfassbar, aber nur ein Jahr später standen diese Kinder im Panzer-Nahkampf gegen die Rote Armee. Links Gustl Press, geb. 28.11.28, vermisst seit dem 20. April 1945, rechts Toni Geiger, geb. 05.06.28.

Kurz darauf wurden die beiden zum ersten Mal mit dem Grauen des Krieges konfrontiert. Ausgerechnet in den schlimmsten Tagen ihrer Geschichte befanden sie sich in der barocken Elbmetropole:

Mit der Eisenbahn fuhren wir am 14. Februar nach Dresden.

Durch die täglichen Luftangriffe der Alliierten auf Bahnhöfe und Gleisanlagen

dauerte die Fahrt mehr als zwei Tage. Dresden war am 13. und 14. Febr. durch Luftangriffe fast völlig zerstört worden.

Bei unserer Ankunft am 16. Febr. brannte es noch in der ganzen Stadt. In einigen Stadtteilen war die Hitze so stark, dass sie nicht betreten werden konnten. Überall auf den Strassen sahen wir noch Opfer liegen.

Manche waren direkt auf dem geschmolzenen Asphalt festgeklebt.

Am Altmarkt wurden auf einem Platz unzählige tote Menschen zusammengetragen, aufgeschichtet und mit Flammenwerfern verbrannt. Über der ganzen Stadt lag noch beizender Rauch und ein unerträglicher Verwesungsgeruch. ... An Häuserruinen hingen grosse Transparente mit Durchhalteparolen. «Jetzt erst recht, denn der Endsieg ist uns sicher!»

In den nächsten Tagen werden die Jungen der «Panzer-Nahkampf-Brigade der Hitlerjugend» zugeteilt, Gustl als Gruppenführer und Anton als sein Stellvertreter; es erfolgt die Verlegung zur Waffenausbildung. Dort bildet man die beiden vorwiegend an der Panzerfaust, aber auch im Gebrauch des MG42, des Karabiners, des Sturmgewehres und der Pistole P38 aus. So mausern sie sich zu den besten Schützen ihrer Kompanie. Während der Ausbildung werden sie Zeugen eines dramatischen Zwischenfalles, als sie zusehen müssen, wie einer der Jungen aus Versehen erschossen wird, weil er seinen Kopf aus einem Graben streckt, in dem er mit einer Zielscheibe hin- und herlaufen muss.

Anfang März hiess es, dass wir bald an der Ostfront eingesetzt werden. Diese Nachricht wurde von den meisten von uns mit grosser Freude aufgenommen, weil damit die Chance, beim bald erwarteten Endsieg dabei zu sein, gewaltig stieg. Wie die militärische Lage wirklich war, davon hatte keiner von uns die geringste Ahnung.

Man verlädt die kampfeslustigen Jungen auf Güterwaggons und bringt sie zu einer Panzerkaserne, wo sie ihre Uniformen und Waffen (eine Panzerfaust, ein Karabiner und eine Pistole P38) ausgehändigt bekommen. Dazu erhält jede Gruppe ein MG42 mit Ersatzläufen, Ölkänter und Munition. Gustl und Anton werden wegen ihrer guten

Schiessleistungen zu MG-Schützen ernannt. Plötzlich gibt es Fliegeralarm. Aus Antons Kompanie verschwanden acht Mann spurlos und gegen Mitternacht erfolgte der zweitägige Marsch nach Herzfelde, der ... «war so anstrengend, dass ich völlig am Ende meiner Kräfte war. Nur mit Hilfe von Gustl, der mir einen Teil der Waffen abnahm, kam ich an unser Ziel».

Sie werden in der Dorfkirche einquartiert. Die weitere Ausbildung in der Panzernahbekämpfung übernehmen einige durch Verwundungen frontuntauglich gewordene und für ihre Tapferkeit hochdekorierte Soldaten unter ehrfürchtiger Bewunderung der Jungen.

Lynchjustiz

Am 18. März erfolgte ein gewaltiger Angriff auf Berlin durch die amerikanische Air-Force mit über 1'000 Bombern in Begleitung von 1600 Jagdfliegern. Anton Geiger beobachtet auf einer Wiese in der Nähe von Herzfelde, wie sich deutsche Me 262 – die ersten Düsenjäger – den Amerikanern entgegenwerfen, acht schwere Bomber und fünf Mustangs abschiessen, aber dann doch abdrehen müssen.

Aus den brennenden Bombern stiegen die Besatzungen aus und bald war der Himmel voller weisser Fallschirme. Einer der Piloten landete keine 30m neben mir. Beim Ausrall auf der Erde verletzte er sich ein Bein, denn als er aufstand und den Fallschirm löste, sah ich, dass er humpelte. (...) Als der Ami auf mich zukam, hielt ich ihm meine Pistole entgegen, die noch gar nicht geladen war und wollte etwas sagen, aber mir fiel nichts ein. Ich hatte den Eindruck, als ob der Ami lächelte, als er beide Hände hochhob und immer näher auf mich zukam. Er war sehr gross, hatte kurze rötliche Haare und war vielleicht 20 Jahre alt. (...)

Während wir uns noch wortlos gegenüberstanden, kam mit hohem Tempo ein Motorrad mit Beiwagen auf uns zu. Zwei Männer in Polizeiuniform stiegen ab und

nahmen den Ami gefangen. (...) Man bringt den Amerikaner ins Dorf und Anton läuft der Beiwagenmaschine nach. Es kommt zu einem Menschenauflauf. Einige schrien laut: «Schlagt das Schwein tot!», wieder andere: «Auf den Misthaufen mit dem Kerl!»... Plötzlich kam einer an, der zwei dicke Holzprügel brachte und diese den beiden Polizisten zureichte. Als der Ami das bemerkte, blickte er hilfessuchend umher, aber er erkannte sehr schnell, dass er von diesen Menschen keine Chance bekam. Nun begannen die beiden Polizisten auf den Wehrlosen mit aller Gewalt einzuschlagen. Der Amerikaner brach unter den furchtbaren Schlägen lautlos zusammen. Als er bereits am Boden lag, schlugen die völlig entmenschten Polizisten noch weiter. Jetzt begannen die ersten Zuschauer den Platz zu verlassen. Einige waren über das blutige Schauspiel entsetzt und stark betroffen. Ich hörte nun Sätze wie «Das hätte man so nicht tun dürfen!» Eine Frau, die alles miterlebt hatte, weinte. Zu dieser Frau ging einer hin und sagte: «Reissen Sie sich gefälligst zusammen, um diesen Bombenflieger ist es wirklich nicht schade!» Anschliessend kamen zwei Männer mit einem Leiterwagen und legten den Ami hinein. Seine Arme und seine Beine schleiften am Boden entlang, als sie ihn zur Polizeistation karrten. Dort angekommen war der örtliche Polizeichef entsetzt und sagte laut: Um Gotteswillen, musste das denn sein?» Jemand bemerkte, dass der Ami noch Lebenszeichen gab. Er sagte dies dem Chef der Polizei, der dann veranlasste, dass der Ami noch eine weitere Kugel bekam. Der junge Polizist wurde eingeteilt, dies zu tun.

Flüchtlingsströme und Tiefflieger

Unter den Jungen wird über diesen Fall heftig diskutiert und die Mehrheit empfindet das Lynchen des Amerikaners als falsch. Dessen ungeachtet geht die Gefechtsausbildung mit kräftezehrenden Waffen- und Gepäckmärschen weiter, so sehr, dass einige wegen totaler Erschöpfung ins Krankenhaus gebracht werden müssen.

Ende März wird ihnen der bevorstehende Fronteinsatz mit nachdrücklichen und kraftvollen Worten angekündigt. Wenn sie sich tapfer und mit fanatischem Siegeswillen den Russen entgegenstemmen und sie vor Berlin aufhielten, dann wäre ihnen ein «herorragender Platz in der deutschen Geschichte heute schon sicher!»

Anton und Gustl vereinbarten, aufeinander aufzupassen und zusammenzubleiben. Am Abend äussert ganz überraschend ihr Kompanieführer Bedenken daran, ob seine Untergebenen einen wirkungsvollen Widerstand leisten könnten, denn es fehlen schwere Waffen, wie zum Beispiel 8,8-Flak und grosse Panzer. Er ahnt wohl, dass man von ihm verlangt, die ihm anvertrauten Jungen als Kanonenfutter zu verheizen.

Am nächsten Morgen erfolgt der Abmarsch in Richtung Osten, den Russen entgegen.

In der Nähe von Kunersdorf bezog die Einheit Stellung und baute Panzerfallen. Der Angriff erfolgte jedoch nicht durch Panzer, sondern Tiefflieger und forderte mehrere Tote. Die Stellung war nicht zu halten und noch in der Nacht marschierte die Einheit weiter in ein bereits fast verlassenes Dorf. Gerade, als sie sich niederlegen wollten erging die Meldung, dass russische Panzer die vorderen Linien durchbrochen hätten und in Bälde erschienen. Man flüchtete in einen nahen Wald. Die Hoffnung, dass nun die versprochene Gegenoffensive begonnen hätte, schwindet am nächsten Tag wieder, als Flüchtlingskolonnen die Strasse verstopfen.

Mit Pferdefuhrwerken, Handkarren, aufgepackten Fahrrädern und sogar mit Schubkarren waren sie unterwegs. Es waren Bilder völliger Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Ein älterer Mann, der einen Handkarren schob, schrie uns an und sagte, ob wir verrückt sind! Wir sollten schleunigst unsere Gewehre wegwerfen und abhauen.

Gleich darauf gibt es auch für den Mann und die anderen Flüchtlinge keine Möglichkeit der Flucht mehr und gedeckt vor der Friedhofsmauer muss Anton das Grauen des Tief-

fliegerangriffes auf einen Flüchtlingstreck miterleben.

... tauchten russische Schlachtflieger auf, die sofort die Flüchtlingswagen mit ihren Bordwaffen beschossen. ... Zwischen den kurzen Feuerpausen konnte ich über die Mauer auf die Strasse sehen. Einige der Wagen brannten lichterloh. Andere kamen von der Strasse ab und waren umgestürzt. Überall sah ich Frauen und Kinder, die vor Entsetzen fürchterlich schrien. Eine junge Frau mit einem Kleinkind auf dem Arm lief auf mich zu, gab mir ihr Kind in die Hände und kletterte über die Mauer. Bei jedem Angriff der Flieger beugte sie sich über ihr Kind und schützte es mit ihrem Körper. Ständig rief sie nach ihrer Mutter, die mit Nachbarsfrauen und deren Kindern auf einem der angegriffenen Wagen war. ...In diesem Augenblick kam wieder ein Flieger und schoss mit allen Waffen in den Wagen hinein. Ich sah, wie die Frau nach vorne abkippte und auf die Deichsel und Wagscheite fiel. Sie blieb mit dem Kopf nach unten hängen.

Als der Angriff vorbei ist, versucht er mit Kameraden zu helfen, wo noch zu helfen ist und klettert auf den Wagen.

Die Frau war inzwischen verblutet. Ein Geschoss hatte den Oberkörper durchschlagen. ... Als ich oben war, bot sich mir ein schreckliches Bild. Der Anblick war so erschütternd, dass man ihn nicht beschreiben kann. Auf Strohbällen lagen verstümmelte Körper, einige lebten noch und streckten ihre Hände nach mir aus, um herunter geholt zu werden.

Gleich aber muss er sich selber vor dem nächsten Tieffliegerangriff in Sicherheit bringen und flüchtet wieder in den Wald. Unter ständigem Beschuss erreicht er seine Stellung und erfährt von Gustl, dass die ganze Front zusammengebrochen sei und sich in panischer Auflösung befinde. Alle Rückzugsstrassen seien durch zusammengescho-sene und brennende Fahrzeuge verstopft. Die Jungen erfahren ausserdem in einem Wehrmachtsbericht, dass Nürnberg bereits von den Amerikanern eingenommen wor-

den sei und sich München auf die Verteidigung vorbereite. Diese Nachricht löst einen zusätzlichen Schock aus – die Sorge um die Lieben in der Heimat.

Immer noch wird die Hoffnung hochgehalten, die «Wunderwaffen» würden schon in den nächsten Tagen die Wende bringen. Es glaubt aber fast niemand mehr daran, dass der «bolschewistische Ansturm in einem Blutbad erstickt» werden kann, und der eigene Zugführer droht, «dass er jeden von uns, der wegläuft, eigenhändig erschossen wird».

Sturm auf Berlin und Nahkampf

Am 16. April schliesslich beginnt die grosse Offensive der Russen zum endgültigen Sturm auf Berlin und Anton Geiger und Gustl Press sind mittendrin. Ein SS-Auffangkommando erscheint und will die Rückzugsstrassen sperren, muss nach heftigen Auseinandersetzungen jedoch einer zurückflutenden Panzereinheit weichen. So zieht man sich zurück und erreicht am 19. April gegen 3.00 Uhr früh eine Ortschaft namens Gielsdorf.

Am nächsten Morgen wird befohlen, eine Abwehrlinie aufzubauen. Die beiden jungen Koehler sollen in einem verlassenem Bauernhof ihr MG aufbauen und die Panzerfäuste bereitlegen. Es dauert nicht lange, und auf der Strasse rollt eine schier endlose Reihe von russischen Panzern heran. Etwa 200 m vor ihrer Stellung bleiben sie stehen und Geiger zählt 74 Stück. Als die feindlichen Soldaten absitzen, ist den Buben klar, dass ein Angriff bevorsteht und sie in einer prekären, fast hoffnungslos unterlegenen Situation sind. An Weglaufen ist noch nicht zu denken, da schlägt schon die erste Granate ein und das Inferno beginnt.

Geiger sieht, wie die Panzer mit ihren Kanonen die vordersten Häuser der Ortschaft in Schutt und Asche legen und rennt mit Gustl gerade noch rechtzeitig aus dem Bauernhof heraus, bevor hinter ihnen ein Volltreffer einschlägt. Er hält seinen Freund davon ab, sich mit der Panzerfaust an einen Panzer heranzurobben und zieht sich, immer wieder Deckung suchend, bis zu einer Gruppe von Kameraden zurück. Dort wird ihnen befohlen, mit der Panzerfaust den Nahkampf aufzunehmen.

Gustl nahm seine Panzerfaust und kroch über die Strasse in die angrenzende Wiese, direkt auf die Russen zu. (...) Ich kroch in einem trockenen flachen Graben am Strassenrand bis zu einem starken Baum, legte meine Panzerfaust griffbereit neben mich und beobachtete in Deckung des grossen Baumes die äusserst gefährliche Situation. Das MG-Feuer der Russen verstärkte sich noch immer mehr. (...) Durch die pfeifenden Querschläger in meiner unmittelbaren Nähe traute ich mich kaum mehr den Kopf zu heben. Trotzdem schrie ich wie von Sinnen zu Gustl hin, er soll doch zurückkommen. Ich bekam aber keine Antwort. Ich sah noch, wie er den leblos neben ihm liegenden Kameraden auf den Rücken drehte und ihn dann so liegen liess (...)

Zuerst wollte ich einfach alles liegenlassen und versuchen, nach hinten zu entkommen. Aber Gustl war immer noch vor mir. Nicht weit von dem brennenden Wagen entfernt krallte er sich in die Erde. Er hatte nicht die geringste Chance wegzulaufen. Ohne zu denken, nahm ich die neben mir liegende Panzerfaust und zielte im Knien auf den vordersten Panzer. Das Geschoss schlug vor dem Panzer auf den Boden ohne zu explodieren. Noch durch den Abschuss-Rauch meiner Panzerfaust sah ich, dass der gleiche Panzer seine Kanone in meine Richtung schwenkte. Noch bevor ich mich wieder hinlegen konnte, schlug seine Panzergranate einige Meter hinter mir auf der Strasse ein. Der Explosionsknall und die Druckwelle schleuderten mich gewaltsam nach vorne auf den Boden.

Verwundung, Flucht und Grauen

Im ersten Augenblick glaubte ich, in mehrere Teile zerrissen dazuliegen. (...) Im Rücken spürte ich, dass Blut floss. Meinen rechten Handrücken hatte ein Splitter glatt durchschlagen. Oberhalb der rechten Hüfte und im Knie spürte ich ebenfalls Schmerzen. In meiner Angst, jetzt liegen zu bleiben und dann von

den Russen überrollt zu werden, versuchte ich aufzustehen und Gustl um Hilfe zu bitten. Ich wollte, dass er sich mit mir nach hinten absetzt, aber er reagierte auf mein verzweifeltes Rufen nicht. Es war durch den starken Beschuss auch nicht möglich, näher an ihn heranzukommen.

Er schafft es bis zu einem Haus und mit Hilfe des Kompanieführers bis zur Dorfmitte, wo seine Verwundungen notdürftig verbunden werden. Schliesslich ergreift alles heillos die Flucht. Von Gustl ist immer noch nichts zu sehen und Anton kann mit dem Fluchttempo wegen seiner Knieverletzung nicht mithalten. Er wird zu seinem Glück von einem Panzer aufgelesen, der ihn bis zu einer Wegkreuzung mitnimmt, wo etwa zwanzig Verwundete beisammenstehen.

Anton schleppt sich unter immer stärker werdenden Schmerzen, vor allem im Knie, vorwärts, bis ihn ein PKW zum Hauptverbandsplatz bringt.

Was ich in diesen Räumen an Elend und Verzweiflung zu sehen bekam, ist unbeschreiblich.

Schwerstverwundete mit ihren blutigen Verbänden lagen in den langen Gängen und in den offenen Räumen reihenweise auf dem Boden und warteten auf Versorgung oder auf einen Abtransport. Einige schrien vor Schmerzen so erbärmlich, dass es durch Mark und Bein ging, andere weinten still vor sich hin. Die Sanitäter brachten mich durch einen langen Gang und setzten mich auf eine Bank, auf der schon ein Verwundeter sass. (...) Bei geöffneter Tür sah ich zu, wie Ärzte und Helfer Operationen durchführten. Abgetrennte Beine, die zum Teil noch in den Schuhen oder Uniformfetzen steckten, und mehrere Tote lagen auf dem Boden.

Dem neben mir Sitzenden fehlte das linke Schultergelenk. Sein Arm hing nur noch an einer dünnen Haut. Er sass genau wie ich ohne Hemd mit nacktem Oberkörper

auf der Bank. Die riesige Wunde blutete kaum und er hatte auch keine Schmerzen. (...) Kurz darauf brachte man auf einer Bahre einen jungen Soldaten und stellte ihn direkt neben mir auf den Boden, genau vor die Türe zu den Ärzten. Er war mit einem Mantel zugedeckt. Unter der Bahre bildete sich bald eine Blutlache. Er stöhnte andauernd und jammerte: «Meine Gedärme!»

Er bat den Sani mehrmals um Wasser. Als sich der Sani endlich um ihn annehmen konnte und den Mantel wegnahm, sah ich, dass er mit beiden Händen seine herausquellenden, total zeretzten Gedärme zusammenhielt. Der Sani gab ihm etwas zu trinken. Noch ehe er zu den Ärzten kam, verblutete er und starb vor meinen Augen.

Geiger erhält gleich darauf die nötige Versorgung. Doch gleich holt ihn die Front wieder ein. Panik entsteht und alles, was dazu in der Lage ist, sucht das Weite. Ein LKW nimmt ihn als Letzten auf der Ladefläche mit in Richtung Berlin und von dort oben sieht er, wie lange Reihen von Todgeweihten mitten hinein in die Katastrophe marschieren, der er eben gerade noch lebend entkommen ist – Volkssturm, halbe Kinder und viele über Sechzigjährige.

Auf Brückenmasten und vielen Alleebäumen hingen die Opfer der Rollkommandos; zum Teil so nahe an den Strassen, dass sie von dem LKW berührt wurden und in der Dunkelheit einen entsetzlichen, grauenvollen Eindruck auf mich machten. Jedem der Erhängten hatten ihre Mörder ein Schild am Körper befestigt. Auf den Schildern standen Parolen wie «Ich hänge hier, weil ich zu feige bin, die Reichshauptstadt zu verteidigen.» – «Ich hänge hier, weil ich ein Defätist bin.» – «Wer zu feige ist, für das Vaterland zu kämpfen, stirbt den Tod der Schande.» – «Ich hänge hier, weil ich nicht an den Führer glaubte.» – «Alle Verräter werden sterben, so wie dieser starb.»

Anton Geiger landet bei völlig überfordertem Sanitätspersonal im Lazarett Berlin-Ostkreuz. Seine unversorgte Wunde beginnt zu stinken, vergeblich versucht er jemanden zu finden, der sich um ihn kümmert. Er geht an Kameraden vorbei, denen es so schlecht geht, dass sie ihn bitten: «Kamerad, gib mir eine Kugel!»

Das Lazarett ist nichts anderes als ein U-Bahntunnel und oben sind bereits die Einschläge der Granaten zu hören und zu spüren. Er beschliesst, der Enge und der immer panischer werdenden Menschenmenge zu entfliehen und humpelt die Tunnelröhre entlang, bis er eine Treppe findet. Ringsum steht alles in Flammen und er schliesst sich, so gut er kann, einer fliehenden Menschenmenge an und hört, das Ziel sei ein S-Bahnhof, von dem aus noch Züge abgingen.

Frauen, die total durchdrehten und ständig nach ihren Kindern schrien. Soldaten, die über den Verbrecher Hitler schimpften und andere, die noch immer gläubig auf einen Sieg setzten. Ich erlebte, wie sich hohe Offiziere in den Ruinen vor aller Augen selbst erschossen. Einmal wachte ich trotz völliger Erschöpfung aus einem kurzen Schlaf auf, weil jemand so laut schrie. Als ich mich aufrichtete, blickten alle auf mich. Jetzt bemerkte ich, dass ich es selber war, der so verzweifelt brüllte.

Geiger gelangt schliesslich zu einem von Feldjägern und SS abgesperrten Bahnhof. Er darf ihn nur betreten, weil er verwundet ist und bald sitzt er tatsächlich in einem Lazarettzug und ist überglücklich, als ihm ein Sani endlich die stinkenden Wunden säubert, neue Verbände anlegt und ihm eine Schwester sogar ein belegtes Brot und zu Trinken bringt. Als sie von ihm hört, wie es östlich von Berlin aussieht, bricht sie vor Sorge um ihren dort eingesetzten 18-jährigen Sohn in Tränen aus. Beide liegen sich in den Armen und weinen.

In seinem Bett schläft Geiger lange und tief und wacht erst auf, als der Zug in Bad Doberan einfährt. Hier wird er erstmals richtig versorgt, das wilde Fleisch verätzt, das aus den Ein- und Ausschusslöchern ausgetreten ist. Es ist zu seinem Glück und zur

Überraschung der Ärzte aber kein Wundbrand aufgetreten. Er kommt mit zwei anderen Jungen auf ein Zimmer; sie helfen ihm beim Waschen und beim Ausziehen der verdreckten Uniform. Man führt ihn in den Speisesaal und setzt ihn an einen Tisch mit Offizieren, doch diese rümpfen die Nase über ihren nicht standesgemässen Tischgenossen und keiner hilft ihm anfänglich, das Stück Fleisch auf seinem Teller aufzuschneiden, obwohl jeder sieht, dass er dazu selber nicht in der Lage ist.

Das Gefühl der Sicherheit dauert nicht lange an. Als sich die Nachricht vom baldigen Eintreffen der Roten Armee im Lazarett verbreitet, bricht wieder Panik aus und man organisiert Fluchtgruppen zu je 15 Mann. Wer nicht gehfähig ist, wird zurückgelassen. Die Flucht gestaltet sich zum Fiasko, weil sich die Gruppen immer mehr auseinanderziehen und in der Dunkelheit ständig jemand stürzt oder über seine Krücken fällt. Wie schon so oft, hört er von hinten den sich nähernden Kampflärm und versucht, auf ein fliehendes Fahrzeug zu gelangen. Schliesslich stellt er sich mitten auf die Strasse und fuchelt mit seiner Armschiene, bis ihn nach vielen Abweisungen endlich ein Fahrer auf die bereits überfüllte Ladefläche klettern lässt.

Vorbei an zusammengeschossenen Wehrmachtsfahrzeugen führt die Flucht über Wismar nach Lübeck. Hier muss er absteigen und sich zu Fuss weiter quälen. Er hört, Flensburg sei bereits von den Engländern eingenommen, und ein Kübelwagen nimmt ihn zu einer Verwundeten-Annahmestelle mit, wo er gleich auf ein Schiff verbracht wird. Er hört gerüchteweise, dass Hitler in Berlin gefallen und der Krieg vorbei sei. Das Schiff kann nicht auslaufen. Man holt ihn wieder ab und bringt ihn in ein erneut hoffnungslos überfülltes Lazarett, wo er kaum Nahrung bekommt und in den Kleidern auf aufgeschüttetem Stroh schlafen muss.

Deutsche Generäle und schwarze GIs

Drei Tage später wird das Lazarett von den Engländern übernommen und er freut sich, den Russen nun endgültig entkommen zu sein. Hoffnung keimt auf und auch die Stimmung hat sich grundlegend geändert. Am 5. Juni, seinem 17. Geburtstag, teilt man ihm mit, dass er in zwei Wochen das Lazarett als geheilt entlassen dürfe.

Als es so weit ist, kann ihm aber niemand sagen, wie er heim nach Oberbayern kommen könnte. Man rät ihm, bei einem Bauern um Arbeit nachzusuchen, bis wieder Züge fahren. Er bleibt aber noch im Lazarett und bekommt mit, wie es nach russischen «Hilfswilligen» durchsucht wird. Drei russische Hiwis ziehen den Freitod durch den Strick einer drohenden Auslieferung in die Heimat vor. Österreicher tragen nun eine weisse Armbinde und glauben, sie hätten Anspruch auf Sonderbehandlung und Offiziere, die sich beim Essenfassen vordrängen, werden fürchterlich verprügelt. Schliesslich eröffnet ihm ein Arzt, er könne mit Generälen des Stabes «Dönitz», also Mitgliedern der Übergangsregierung, nach Hamburg fahren. Erst unter Druck erklären sie sich bereit, ihn mitzunehmen, sprechen während der Fahrt kein Wort mit ihm und geben ihm auch nichts von den mitgebrachten belegten Broten ab.

Während Millionen deutsche Soldaten in die Gefangenschaft marschierten, wo sie unvorstellbare Entbehrungen und der tausendfache Tod erwartete, glaubten sie jetzt noch, eine bevorzugte Behandlung verdient zu haben.

In Hamburg angekommen, muss er erst mal über die Elbe vom englischen Sektor in den amerikanischen Bereich. Tausende lagern am östlichen Ufer. Es gelingt ihm, obwohl er keinen Passierschein hat. Der riesenhafte Amerikaner, der ihn kontrolliert, kann mit seiner Aussage «I hobn scho dene do dretn zoagt!» nichts anfangen und lässt ihn durch. Nun befindet er sich in einer durchgehenden Besatzungszone bis Bayern. Sein Hauptproblem besteht darin, dass er lediglich einen Entlassungsschein aus dem Lazarett, nicht jedoch den offiziellen, von der Militärregierung ausgestellten, besitzt und Angst haben muss, jederzeit aufgegriffen und in ein Lager gesteckt zu werden. Geiger lernt drei amerikanische Sätze auswendig: «I am very hungry!», «I want to go home!» und «It is very hot today!» Damit kommt er, wohl auch weil er so mitleiderregend jung und klein ist, bei allen Kontrollen durch, auch wenn es nicht heiss ist.

So schlägt er sich zu Fuss, auf Pferdefuhrwerken, Traktoren und Lastwagen Stück für Stück in Richtung Heimat durch. Auf die weinerlich vorgetragenen Sätze «I want to go home!» und «I am very hungry!» reagiert auf seinem Weg ein riesenhafter Schwarzer mit einem Lächeln und schenkt ihm ein Essenspaket und seine Kameraden noch weitere sechs Stück. Geiger ist übergücklich über seinen Schatz an Fleischbüchsen, Brot, Butter, Marmelade, Kaffee, Zucker, Schokolade und vor allem Zigaretten. Er weiss, dass er damit über «Devisen» verfügt, mit denen er eine Fahrkarte in die Heimat kaufen kann. Als ihn die Amerikaner auch noch auf einen LKW nach München setzen und ihm «Good luck to you!» zurufen, ist er von der Menschenfreundlichkeit der neuen Herren begeistert und vergleicht sie verbittert mit den deutschen Generälen, ...

... die mich ein paar Tage vorher nicht nach Hamburg mitnehmen wollten und die mich nicht fragten, ob ich auch Hunger habe und die ihre Verpflegung nicht mit mir teilten. Die kein einziges Wort mit mir sprachen, weil ich nur einer von vielen war, deren Schicksal sie bei «Champagner und Kaviar» am Kartentisch selbstherrlich über Jahre bestimmten.

In München angekommen, irrt er durch die zerbombte Stadt, sieht, wie die Menschen in den Häuserruinen leben und überall an den Holzmasten die Vermissten-Suchmeldungen hängen. Da fällt ihm ein mit Bierfässern beladener Holzgaser-LKW der Firma Biller auf, dessen Fahrer er kennt. Als ihn Karl Glasl begrüsst, muss er fast weinen und selbstverständlich nimmt er ihn mit nach Hause, nach Kochel.

Ein schwerer Wermutstropfen aber fällt in seinen Glücksbecher. Gleich als er absteigt, begegnet er Frau Press und erfährt, dass sein Freund und Kamerad in den schwersten Stunden seines Lebens noch nicht da ist. Er muss ihr berichten, unter welchen dramatischen Umständen sich die zwei Freunde am 20. April verloren hatten. Gustl kehrte nicht wieder und bleibt bis heute vermisst. Man hatte den Jungen nicht

einmal Erkennungsmarken zur Identifikation mit in den Krieg gegeben. Allein von den nicht aus Russland heimgekehrten 2,2 Millionen deutschen Soldaten sind heute noch über 320.000 vermisst.

Es ist bei Weitem nicht das einzige Mal, dass Kinder und Jugendliche Seite an Seite in den Krieg ziehen und ihre Standfestigkeit im direkten Kampf mit dem Feind beweisen müssen. Auch in der folgenden Geschichte geht es um junge Männer, die nicht nur ihren Mut, sondern auch ihre Freundschaft in den unzumutbaren Wirren des Krieges demonstrieren. Ein Akt der Menschlichkeit und Vertrautheit in einem Teppich aus Bomben und Schüssen.

2. KINDER ALS KRIEGSKAMERADEN

In einem Alter, in dem die heutigen, zum Glück in Wohlstand und Frieden aufgewachsenen Jugendliche vielleicht mit Problemen bezüglich Schule, Pubertät oder bei der Berufsfindung zu kämpfen haben, musste die Kriegsjugend Erfahrungen machen und körperliche wie seelische Strapazen überstehen, die für heutige Gleichaltrige kaum vorstellbar sind.

Franz Dengg war froh, dass ihm dabei ein treuer Freund zur Seite stand und mit ihm gemeinsam durch zwei harte Jahre ging – es handelte sich dabei um seinen Freund Sepp Guggemoos. Die beiden Partenkirchner waren schon zusammen zur Schule gegangen und 16 Jahre alt, als sie im Frühjahr 1945 schlecht ausgebildet und unzureichend ausgerüstet gegen einen weitaus überlegenen Feind an die Front geschickt wurden.



*Franz Dengg (u.r.) und
Sepp Guggemoos (o.2.v.r.)
beim RAD in Nasserreith,
1944*

«Alpen 2» – das letzte Aufgebot

Im Februar 1944, nach nur wenigen Wochen Wehrtüchtigungslager, Reichsarbeitsdienst in Nasserreith (bei dem das Sturmgewehr die Schaufel ersetzte) sowie kurzer militärischer Ausbildung wurde es für die beiden Jungen ernst. Es wurde eine neue Einheit zusammengestellt. Eine schriftliche Einberufung war dazu gar nicht mehr nö-

tig. Buchstäblich das letzte Aufgebot im Alter von 15 bis über 60 Jahre hatte man aus den Genesenden-Kompanien, Volkssturmeinheiten und Hitlerjungen zusammengekratzt und dem buntgemischten, der 1. Geb.Div. unterstellten Haufen den klangvollen Namen «Alpen 2» verpasst. Auch Österreicher waren darunter.

Die Alten schickte man nicht mehr an die Front, wohl aber die Jungen, darunter auch den erst 15-jährigen Hans Zahler und drei 28-er Jahrgänge, neben Guggemoos und Dengg auch Edi Schönach aus Grainau. Als Edis Vater am Bahnhof Abschied von seinem Sohn nahm, rief er ihm und den Anderen in seiner Besorgnis zu: «Buam, der Kriag geahrt nit guad ausse! Habt's oiwei a weiss' Diacherl dabei und des hängt's an Steckn hi, boi's so weit is!» («Buben, der Krieg geht nicht gut aus. Habt immer ein weisses Tuch dabei, das hängt ihr an einen Stecken, wenn es so weit ist!») Ein österreichischer Oberjäger wies ihn auf den wehrkraftszersetzenden Charakter seiner Ratschläge hin und verscheuchte ihn.

Schnell wurden sie mit dem hässlichen Gesicht des Krieges konfrontiert. Als ihr Zug sich Rothenburg ob der Tauber näherte, wurde er beschossen und als er in den Bahnhof einfuhr, fielen Bomben vom Himmel. Bald darauf erreichten die zwei ihren ersten und letzten Fronteinsatz – Crailsheim, mit dem Auftrag, es von den Amerikanern zurückzuerobern. Dass dies ein hoffnungsloses und obendrein für ihr junges Leben äusserst gefährliches Unterfangen war, wussten sie. Die drei glaubten auch zu wissen, dass die Amerikaner verwundete Kriegsgefangene schnell in die Heimat zurückschicken und so beschlossen sie, durch Selbstverstümmelung ihr privates Kriegsende zu beschleunigen. Man debattierte endlos über das Prozedere, besonders über das Problem, wer den letzten von ihnen verstümmeln sollte bzw. konnte, wenn andere bereits verstümmelt waren und auch darüber, was überhaupt verstümmelt werden sollte. Schliesslich war Dengg bereit sich als erster verstümmeln zu lassen und zwar die linke Hand. Guggemoos stellte sich mit seinem 98-er Karabiner schussbereit in ein paar Metern Entfernung auf. Dengg ging hinter einen Baum in Deckung, reckte ergeben die linke Hand seitlich heraus und biss auf die Zähne. Der erwartete Schuss fiel aber nicht. Guggemoos sagte nach quälenden Sekunden der schmerzlichen Erwartung: «Franz, i muass obsetz'n! I bring's nit ferti!» So bauten die drei Jungen, ihren Kameraden gleich, einen Unterstand.

Sie bedauerten es sehr, ihn verlassen zu müssen, um in der Nacht ihren bescheidenen Beitrag zur Rückeroberung von Crailsheim zu leisten. Als der Kampf vorbei war, hörten die Einwohner statt der lautlosen amerikanischen Gummisohlen plötzlich die eisenbeschlagenen Bergschuhe der Gebirgsjäger, kamen aus ihren Häusern und konnten das kaum glauben. Manche tasteten sogar die Stahlhelme ab, um sicher zu sein. Die Amerikaner handelten freilich nach der Devise «Menschenleben vor Material», von dem sie im Gegensatz zu ihren Gegnern genug hatten, und sich ohne viel Widerstand aus der Stadt zurückgezogen, um sie in sicherer Entfernung einzukesseln. Gleich am nächsten Morgen begann das feindliche Trommelfeuer. Die beiden Jungen waren gerade dabei, Schützenlöcher für ihre sMG zu graben. Dengg hatte sein Loch in einem Garten bereits fertig und Guggemoos sollte in einem Kartoffelacker sein Loch buddeln und kam zu keinem Ende, weil ohne festigende Graswasen ringsum die lockere Erde immer wieder vom Rand her nachrutschte.

Dengg lud den Freund ein, mit in sein Loch zu kommen und dieses ein wenig zu erweitern, Guggemoos machte sich gerade auf den Weg, da setzte der Feuerzauber ein. Gerade noch rechtzeitig konnte sich Guggemoos in Denggs Loch stürzen, das so eng war, dass einer dem anderen die Füße über die Schultern legen musste, um einigermaßen Deckung zu haben. In dieser äusserst unbequemen Sitzposition mussten die Buben bis in den späten Nachmittag hinein ausharren und wagten kaum, sich zu bewegen. Erst gegen Abend wurde es ruhiger. Die Einschläge ringsum hörten allmählich auf, da spähte Guggemoos über den Rand des Schützenloches und sah die Reste seiner Einheit bereits mit erhobenen Händen vor den GIs stehen. Überall krochen die Gebirgsjäger aus ihren Löchern.

Die zwei überlegten, ob sie sich weiter verstecken oder stellen sollten. Sie beschlossen gemeinsam, sich zu ergeben und versprachen sich, dass keiner dem anderen später einen Vorwurf machen würde, sollte dies der falsche Entschluss gewesen sein.

Die Amerikaner steckten sie vorerst in eine Bretterbude, wo sie erschrocken und erstmals mit dem Anblick von schwerverletzten, splitterdurchlöcherten und durch den Bauch geschossenen Soldaten konfrontiert wurden.

Dann verlud man sie mit vielen anderen in ein Gefangenlager. Acht Wochen hausten sie dort mit Tausenden Schicksalsgenossen unter freiem Himmel. Ohnmächtig muss-

ten sie mit ansehen, wie die amerikanischen Wachposten mit MP-Schüssen Frauen verjagten, die den Ausgehungerten Essen an den Zaun bringen wollten. Neben Essen und Unterkunft fehlte auch die von vielen dringend benötigte ärztliche Versorgung.

Die Jungen bekamen aber auch mit, dass immer wieder Gefangene abtransportiert wurden. Dass sie nach Frankreich in Gefangenschaft kämen und es ihnen dort noch schlechter ging, hatte sich als Gerücht herumgesprochen und die zwei meldeten sich erst, als ihnen ein Sergeant eröffnete, dass Freiwillige gesucht würden, um die zerbombte Stadt Nürnberg wieder aufzubauen. Nürnberg war nicht mehr so weit von daheim, von dort würde sich vielleicht eher eine Fluchtmöglichkeit ergeben und so sprachen sie sich erneut ab, bevor sie sich meldeten.

Per Viehwaggon ging es auf die vermeintliche Reise in den Süden. Mit im Zug war ein Franke, der aufmerksam die Fahrtrichtung und die Stationen beobachtete. «Wenn der Zug im nächsten Bahnhof abbiegt, dann landen wir in Frankreich!», sagte er und seine Befürchtung bewahrheitete sich.

Sofort nach ihrer Ankunft in Metz/Lothringen scheuchten sie die neuen Herren im Laufschrift und mit erhobenen Händen durch die Stadt. Unter schmerzhaften Gewehrstössen und immer in Deckung vor aus den Fenstern geworfenen Gegenständen und unappetitlichen Flüssigkeiten aller Art erreichten sie die bereitstehenden Lastwagen und schliesslich das nächste Massenlager. Hier brach unter den Tausenden von Gefangenen Hungertyphus aus und die Jungen liessen sich gerne erneut mit einer Lüge, diesmal mit der viel verlockenderen, weil nahrhafteren Bauernarbeit, von diesem Schreckensort weglocken. Doch sie wurden erneut belogen. Der schlimmste Fall war also eingetreten – Himmelfahrtskommando Minenräumen! Von nun an sollten die beiden ein Jahr lang das völlig verminte Lothringen wieder begehbar machen.

Die meisten Minen waren Tretminen, die sogenannten «Holzkästchen». Wenn man mit dem ca. 40cm langen Metallstab im Boden auf Holz stiess, wusste man Bescheid. Man hob die Hand, die Suchreihe hielt inne, trat zurück und der glückliche Finder durfte dann an Ort und Stelle die Tretmine ausgraben und den Zünder ausbauen.



F. Dengg (u.l.) und S. Guggemoos (u. 3. v.l.) Minensuchen in frz. Gefangenschaft in Saargemünd.

Ein besonderer Höhepunkt war das Ausgraben und das Sprengen von Blindgängern. Die Bomben wurden in einen ausgehobenen Trichter gelegt und dann zur Detonation gebracht. Oft blieb den beiden nur noch wenig Zeit, um hinter einem Baum Deckung zu suchen. Die Erschütterung hob sie buchstäblich in die Luft und in Kilometer entfernten Ortschaften gingen die Scheiben zu Bruch. Die Nähe zum Explosionsort hatte aber auch den Vorteil, dass die Splitter über ihre Köpfe hinweg flogen und erst viel weiter hinten vom Himmel regneten.

Hier hatten die beiden eine verhältnismässig gute Zeit. Das Essen wurde allmählich etwas reichhaltiger, sogar die Weihnachtsmette in der Kirche durften sie mit deutschen Weihnachtsliedern musikalisch untermalen, was auch dazu beitrug, dass vor allem die älteren Leute allmählich Sympathien für die jungen Deutschen entwickelten. Aggressiv und feindselig waren aber nach wie vor die jungen Bewacher, doch auch hier waren Dinge möglich, die anfänglich unvorstellbar gewesen wären. Als die beiden beim Stroholzen von einem nur wenig älteren französischen Bewacher immer wieder mit Gewehrstössen zu mehr Eile angetrieben wurden, wurde Sepp Guggemoos mit der Zeit so

wütend, dass er ihn anschrie: «Itz wenn'scht it boid aufhersch, na schlog i di übere Hauf'n!» Der Bewacher verstand offenbar den Werdenfelser Dialekt nicht, worauf ihn beim nächsten Rippenstoss der Sepp eine schmierte, dass ihm das Gewehr aus der Hand fiel und er in einem Graben landete. Damit die Sache keine üblen Folgen haben würde, drohte er dem Franzosen weitere und noch viel ärgere Schläge an, sollte er irgendetwas von dem Vorfall im Lager melden. Entweder die Angst oder die Scham führten dazu, dass der Franzose nichts sagte und in Zukunft in respektvollem Abstand blieb.

Flucht aus Frankreich

Wenn Dengg zögerte und hin und her überlegte, ergriff Sepp entschlossen und zuversichtlich die Initiative. So war es auch, als sie auf dem Heimweg vom Minensuchen an einem verlassenem Auto mit offener Scheibe vorbeikamen. Sepp hatte die Gelegenheit nicht nur erkannt, sondern auch ergriffen. Er meldete, dass er kurz austreten müsse, blieb zurück und klappte aus dem Auto die Karte, die er darin erspäht hatte. Auch die deutschen Kameraden durften von dieser Aktion und dem anschliessenden Fluchtplan nichts mitbekommen, denn es gab viele, die für ein paar Zigaretten zum Denunzianten wurden.

In einer regnerischen Nacht überwand sie unbemerkt den Stacheldrahtverhau, der das Lager umgab. Ihre gefährliche Arbeit des letzten Jahres kam ihnen nun zugute, denn sie kannten die noch verminten Felder in der Umgebung. Immer wieder kam es vor, dass deutsche Gefangene auf ihrer Flucht kurz vor der rettenden deutschen Grenze hier im verminten Lothringen auf eine Mine trafen. Besonderes Augenmerk legten sie auf etwaige Drähte. Sie liessen eine Stolpermine hochschnellen und in der Luft detonieren. Trotz aller Vorsichtsmassnahmen mussten sie gerade in der ersten Nacht Strecke machen, um möglichst weit vom Lager weg zu kommen und Nachsuchungen zu entgehen. Als es hell wurde, versteckten sie sich in einem Waldstück, schliefen und bewegten sich erst wieder, als es dunkel wurde. Im Morgengrauen der zweiten Nacht kamen sie an einen Holzstoss, an dem ein Blech angebracht war. Sie nahmen es in Augenschein und hofften, es als schützendes Dach verwenden zu können. Die Freude war gross, als sie lasen: Beschlagnahmt für die französische Besatzungsmacht in Deutschland!» Sie waren bereits auf deutschem Boden.

Ein Mann rief sie in der Nähe eines Bauernhofes an: «Halt! Nicht weitergehen! Stehen bleiben!» Die beiden trugen immer noch ihre Wehrmachtsuniform und waren mit dem auf den Rücken gemalten PG (Prisonaires Guerre) leicht als Flüchtlinge zu erkennen. Der Mann hatte aber nichts Böses im Sinn, ganz im Gegenteil. Er warnte sie vor dem nahen Wald, weil ihn die Franzosen regelmässig nach Gefangenen durchsuchten, die ihnen in Massen davonliefen. Der Mann stellte sich als wahrer Wohltäter heraus. Er hiess sie mitkommen in sein Haus, wo ihnen seine Frau erst einmal einen Schmarrn (Mehlspeise) auftischte. Dann schenkte er ihnen Zivilkleider und verbrannte die Uniformen gleich hinter dem Haus. Schliesslich erklärte er ihnen den Weg nach Kaiserslautern, hielt ein mit Nonnen beladenes Pferdefuhrwerk auf und veranlasste den Kutscher, dass er die zwei mitnahm. In Kaiserslautern angekommen, trieben sie sich auf dem Güterbahnhof herum. Wieder nahm sich ungefragt ein älterer Mann ihrer an. «Ich kenn mich nicht mehr aus! Ich glaube, die deutsche Wehrmacht marschiert wieder!», meinte er, weil sich so viele Frankreichflüchtlinge auf dem Bahnhof herumtrieben. Gerade hatten sie sich in einen Kohlewaggon eingraben wollen, doch davon riet er ihnen ab, weil hier die Franzosen zuerst suchen würden. Er empfahl ihnen stattdessen, sich in einem Bremserhäuschen zu verstecken.

Gefährliche Zugfahrten und Wohltäter

In dem unendlich langen Zug entschlossen sie sich für ein Häuschen ganz vorne bei der Lokomotive. Als der Zug schliesslich am Rhein hielt, sahen sie durch den Scherschlitz nicht nur das rettende Mainz-Bischofsheim am anderen Ufer, sondern auch die französischen Kontrolleure, wie sie Waggons und Bremserhäuschen durchsuchten und recht unsanft einen Flüchtling nach dem anderen am Schlawittchen herauszogen. Nur noch wenige Waggons waren die Häscher entfernt, da ertönte ein Pfiff und der Zug setzte sich wieder in Bewegung und fuhr bald darauf in Mainz-Bischofsheim ein. Ein Stellwerkleiter winkte sie in sein geheiztes Zimmer, liess sie sich erst einmal aufwärmen und holte sogar noch eine Tüte Semmeln für die ausgehungerten Burschen. Auch im amerikanischen Sektor war eine Zugfahrt ohne Ausweis nicht möglich und sie wollten auf keinen Fall aufgegriffen und von den Amerikanern zum zweiten Mal an die

Franzosen ausgeliefert werden. Sie hatten erneut Glück: Der Bahnbeamte gab ihnen zwei amerikanische Registrierscheine ohne Foto in die Hand drückte und versteckte die Jungen vorsichtshalber in einem Gepäckwagen hinter einer Wand von Pappschachteln. In Nürnberg stiegen sie um und erreichten unbehelligt München. Hier mussten sie den Zug verlassen und mit klopfendem Herzen zeigten sie einem amerikanischen Militärpolizisten ihre Scheine.

Sein erlösendes «OK!» half ihnen aber auch nicht weiter in Richtung Heimat, denn für eine Fahrkarte hatten sie kein Geld. An einem Tisch in der Bahnhofswirtschaft sass ein Trachtler mit grünem Samthut und Gamsbart, den sie vertrauensvoll ansprachen. Dieser kaufte ihnen nicht nur eine warme Suppe, sondern auch die Fahrkarten nach Garmisch-Partenkirchen.

Franz Dengg und Sepp Guggemoos waren zusammen als halbe Kinder aus dem Haus gegangen und in den Krieg gezogen, hatten im Trommelfeuer bei Craisheim auf engstem Raum im Schützenloch gelegen, hatten Seite an Seite ein Jahr lang Minen gesucht, hatten gemeinsam die Flucht durchgestanden und traten nun zwei Jahren später wieder gemeinsam in Guggemoos' Elternhaus.

Sie hatten Glück gehabt und bald darauf schrieb Franz dem jüngeren Hans Zahler, der immer noch in Gefangenschaft war, einen Gruss aus der Heimat. Wenn sich die Kameraden bei einem Veteranentreffen wiedersehen, dann hat Hans Zahler heute noch jedes Mal diese Postkarte dabei: «Wir sind daheim und hoffen, dass du auch bald heimkommst!»

Noch ein Unschuldiger – es handelt sich um den Heeresbergführer Hans Steidle – lässt sein Leben für Volk und Vaterland.

Der mutige Inhaber des EK 2. Klasse, der Ostmedaille, des Sturmabzeichens sowie der Nahkampfspange, hat im Jahr des Zusammenbruchs an allen Fronten Heimurlaub erhalten und trifft zum letzten Mal seinen Vater, der schon drei Jahre ebenfalls an der Ostfront steht, seinen Bruder und auch seine geliebte Mutter, der er zum Muttertag dieses Gedicht eines Todgeweihten schenkt.

3. AN MEINE MUTTER!

Wenn vorne ich lag in der brodelnden Front, und der Tod ging reihum, der keinen verschont, und wollte mir sinken manchmal der Mut, ...da dacht ich an Dich und alles war gut.

Und galt es zu stürmen, die Uhr in der Hand, mit stählernem Blick der Hauptmann schon stand, das Herz wollt zerspringen, so rauschte das Blut, ...da dacht ich an Dich und alles war gut.

Und packte mich oftmals das Heimweh so sehr, war in der Hand die Waffe so schwer, und brannte in mir der Sehnsucht Glut, ...da dacht' ich an Dich und alles war gut.

Und soll mich noch treffen im blutigen Streit eine Kugel vom Feind und rot wird mein Kleid, und fühl ich entweichen das Leben, das Blut, Dann denk ich an Dich und – alles wird gut!

Dein Sohn Hansl

Es ist anzunehmen, dass er seiner Mutter mit der ahnungsvollen letzten Strophe keine Freude gemacht hat und tragischerweise erfüllte sich sein Schicksal – so wie er es hatte kommen sehen – nur wenige Wochen, nachdem er seiner Mutter diese Zeilen gewidmet hatte. Er fiel am 6. Juli 1944 als Jüngster seiner Gebirgsjägerkompanie. Das Garmisch-Partenkirchner Tagblatt druckte dieses anrührende Gedicht anlässlich seines Todes und schloss den Bericht mit den Worten: «... Sein Heldenopfer sei uns Verpflichtung zu Pflichttreue und Zuversicht als schönster Dank der Heimat.»

Ein weiteres sehr anrührendes Gedicht findet sich in der Garmischer Kriegergedächtniskapelle – aus der nachempfundenen Sicht eines bereits Gefallenen, aber ebenfalls an die Mutter und den Vater gerichtet.

Dem gefallenen «Boarle Marti» zum Jahresgedenken!

Wenn in der Morgensonne erstem Strahlenscheine das Kramerkreuz erglänzt ins Tal in goldner Pracht, hast Du wohl oft schon, liebstes Mütterlein, an meiner Kindheit frohe, unbeschwerte Zeit gedacht.

Da ich vertrauensvoll an deinem Schürzenzipfel hing, wenn Du zum Brunnen hin in uns'rer Strasse bist gegangen, und wo, geschützt von Vaters starker Hand, ich ging zur nahen Weide, wo die Schäflein munter sprangen!

Und wenn der Dämm' rung düstre Schatten senken nach sonnenfrohem Tag sich leise über Berg und Tal, dann mögt Ihr wohl an uns're Abschiedsstunde denken, da wir ins Auge schauten uns zum letzten Mal.

War's nicht nach Jahren frohen füreinander Strebens als ob in uns're Herzen banger Ahnung Schatten fiele, dass mir die Jugend sei schon Abend meines Lebens, als trüge jeder Schritt mich näher meinem Ziele!

Dann kam für Euch die schwerste aller Stunden, da Euch Gewissheit wurde, dass ich bin gefallen, ach, diese Botschaft schlug so schwere Wunden, ins Herz der Lieben, Dir Mutter, ja Euch allen!

War's nicht, als ob am schwarzverhang'nen Himmel Eures Glückes ein Ungewitter tobte mit Blitz und Sturmgebraus, vergeblich spähten hoffend – suchend Eure Blicke nach einem einz'gen Sternlein sanften Trostes aus!

Drum sei Euch dies zum Tröste:

Wenn über mein geliebtes Heimatland und über unendliche Weiten und Fernen der Himmel in herrlichen Nächten sich spannt, dann leuchten auch uns der Heimat goldene Sterne und bringen uns der Lieben Gruss zu unser'n Hügeln am Kaukasus!

Wenn ich auch fern von Euch mein frühes Grab dort fand, wir ruhen hier wie dort in Gottes Vaterhand!

Im August 1942 sorgt die (vermeintliche) Besteigung des Elbrus, dem «Thron der Götter» für Wirbel in den Schlagzeilen des Deutschen Reiches. Zwar erlangt sie keine militärische, dafür aber grosse symbolische Bedeutung für dieses. Kommandeur Hubert Lanz will den Gipfel des höchsten kaukasischen Berges sogar in «Adolf Hitler-Spitze» umbenennen. Sämtliche Erfolge der Gebirgstruppen werden propagandistisch ausgewalzt. Dazu gehört neben den Erfolgen von Narvik unter Generaloberst Eduard Dietl auch die Elbrusbesteigung. Doch die Lage ist abseits weiterhin brenzlig: Die Deutschen brüsten sich mit der Elbrusbesteigung, während Stalin im Süden der Berge aufrüsten lässt.

Nur wenige Tage später erreichen Soldaten der 16. Panzerdivision die Wolga im Norden Stalingrads. Der Belagerungszustand der Stadt wird ausgerufen. Stalin verweigert die Evakuierung von Zivilisten. Der deutsche Luftangriff mit insgesamt 600 Maschinen tötet Tausende von ihnen. Während der ersten Gefechtstage sterben rund 40.000 Zivilisten. Stalingrad ist bereits na-

hezu komplett von deutschen Soldaten eingenommen, als sich das Glück auf die Seite der Roten Armee schlägt. Beide Seiten erleiden immense Verluste. Sowohl neutrale als auch mit Deutschland im Bündnis stehende Staaten sehen sich nun aussenpolitisch einer Niederlage gegenüber. Die Sowjetunion wird als Kandidat für die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs gehandelt.

4. DAS KURZE KRIEGSTAGE- BUCH DES KLAUS BOY

*(Tagebuchaufzeichnungen, Feldpostbrief
Beileidschreiben)*

Erst 18 Jahre alt war der Berliner Klaus Boy, hatte gerade sein Notabitur und zwei Semester Medizin hinter sich und sollte und wollte die Arztpraxis seines Grossvaters übernehmen, als man ihn zu vier Wochen Grundausbildung nach Ostpreussen und gleich darauf nach Russland an die Wol- chovfront schickte.

Wenige Tage darauf, am 24. August 1942 schreibt er an seine vier Jahre jüngere Schwester Eva einen Feldpostbrief:

Liebe Eva!

Zunächst möchte ich Dir zu deinem Geburtstag herzlich von hier aus gratulieren und meine Glück- und Segenswünsche senden. Leider kann ich ja nun auch dieses Jahr zu deinem Geburtstag nicht zu Hause sein. Hoffentlich bin ich zu Muttis Ge-

burtstag in Berlin. (...) Mir geht es soweit gut, was man in Russland an der Front so gut nennen kann. (...) Es ist heiss und ich bin ganz braun gebrannt. (...) Die Mücken- und Läuseplage ist entsetzlich. Du kannst dir keinen Begriff davon machen. Aber man gewöhnt sich mit der Zeit auch daran. So, nun verlebe Deinen Geburtstag recht fröhlich und grüsse alle Geburtstagsgäste von mir. Schickt mir ein Stück Geburtstagskuchen nach Russland!

Herzliche Grüsse und nochmals alle guten Wünsche für Dein neues Lebensjahr von

Deinem Bruder Klaus

Als die kleine Eva etwa zwei Wochen später den Brief des geliebten und bewunderten grossen Bruders liest, hat dieser ein wahres Martyrium hinter sich und lebt bereits nicht mehr. Seinen aussichtslosen Überlebenskampf hat Klaus Boy bis zum tragischen Ende in seinem Tagebuch in äusserst dramatischer Weise festgehalten. Er schreibt, dass man ihm, dem völlig unerfahrenen Infanteriegefreiten, am 25. August 1942 die Führung der 9. Gruppe in der 7./JR3 anvertraute und dass er noch bis zum 31. August mit seiner Kompanie in Ruhe liegt, nur 8 km hinter der Front. An diesem Tag schwant ihm nichts Gutes und er notiert:

... Inzwischen kommt die Nachricht, dass der Russe den Südabschnitt des Brückenkopfes eingedrückt hat. Das Id JG3 zieht wieder auf. Heute gibt es verdächtig viel Sekt, Bier, Schnaps und Schokolade. Latrinenparolen blühen...

Seine Befürchtungen bewahrheiten sich und die nun folgenden Aufzeichnungen während der nächsten fünf Tage zeigen ein erschütterndes Bild vom Nahkampf an vorder-

ster Front zwischen jungen Männern, die sich nicht kennen, keine Feindschaft gegeneinander hegen und doch gezwungen sind, sich gegenseitig umzubringen.

1.9. : Kompanie fertigmachen! Verpflegungsumfang für 3 Tage (viel Schokolade). Abmarsch zum Brückenkopf. (...) Morgen sollen wir den Russen angreifen. (...) Ich bin im 1. Stosstrupp stellvertr. Führer. Haben Anschluss an alte HKL (Hauptkampflinie) nach links. Viele Handgranaten. Mir ist komisch zumute. Es wird sich aber schon alles historisch aufwickeln. Um 23 Uhr Brückenübergang ohne Verluste.

1.10. : Auf dem Brückenkopf Bereitstellung erreicht. Stosstrupp besteht aus uns 8 Infanteristen und 8 Pionieren mit Flammenwerfern und Sprengladungen. Etwas Artilleriefeuer, sonst ruhig. Das verflixte Gerstenkorn hat mir das ganze linke Auge verkleistert. Wir dürfen nach Hellerwerden den Kopf nicht aus der Deckung nehmen und nur 30 bis 40 m bis zu den russischen Stellungen. (...) Heute Abend 18.30 erfolgt unser Angriff. Nach einem 7-minütigen Feuerschlag der Ari. In der Nacht war es kalt, jetzt wärmt die Sonne. Heute ist Evas Geburtstag.

Am 3.9. darauf berichtet er vom Sturm auf die russischen Stellungen, von gefallenen und verwundeten Kameraden und dass ... die anderen Stosstrupps zum Großteil aufgerieben ... seien. Die Lage wird immer prekärer:... Gehen 40 m zurück. Haben jetzt Ruf Verbindung zur 5. Leider hängen wir 5 Mann in der Luft. Keine Verbindung zur 7. Kp., Treffen hier auf 5 Mann unserer Kompanie, die auch allein sind. Es wird dunkel. Wir müssen uns einigen. Liegen weit vorgeschoben und bekommen von eigenen Kameraden, die uns ja für Iwans halten müssen, MG-Feuer...

Verzweifelt wird in der Nacht Verbindung gesucht, doch der Stosstrupfführer kehrt nicht mehr zurück. Nach Mitternacht notiert Boy:

Ich führe nun den Stosstrupp. Wir werden von allen Seiten beschossen. Der Iwan ist vor uns und hinter uns und auf beiden Seiten. Ich werde mit meinen 7 Mann den Graben halten. Er bietet uns schlechte Deckung und ist voll Wasser. Es geht gegen Morgen. Russische Panzer 40-50m herangekommen, beschossen uns. Sind machtlos. Der Kamerad links neben mir bekommt einen Mundschuss. (...) Wir schießen, was aus dem Lauf kommt. MG hat vorübergehend Hemmung. 20 m vor mir brennt ein Russe, von Leuchtspur angeschossen. Gegen Morgen kriechen die Iwans immer noch wenige Meter vor uns in Trichtern herum. Gleichzeitig bekommen wir von hinten LMG-Feuer mit Explosiv. Es wird hell. Ich putze ein paar Muschaweks vor mir mit der MP weg. Sie wimmern. Im Dämmerm bekommen wir dann eisernes Gustav-Feuer aus der Bordkanone. Schlecht gezielt. (...)

Man kann den ganzen Tag ohne MG-Feuerschutz den Kopf nicht aus der Deckung nehmen. Es wird Mittag und Nachmittag. Wir liegen ohne Unterstützung durch eigene schwere Waffen ganz allein, ein fast aufgeriebener Stosstrupp. Haben keine Verbindung zur eigenen Kompanie. Sind wir zu weit vorgestossen. Ich habe nur noch 1½ Magazin für die MP, auch etwas Gewehrmunition. ½ Magazin jage ich mir selbst durch die Brust, bevor ich mich in die Hände der Sowjets begeben. Aber so weit ist es ja noch nicht.. Uffz. Weinert ist am Nachmittag immer noch nicht zurückgekehrt. Wir haben nichts zu essen. Unsere Verpflegung haben wir vor dem Sturm in einem Bombentrichter liegenlassen. Wir wollten sie nachholen lassen. Meine Schokolade ist auch alle. Keine Zigaretten mehr, nur noch etwas Krull-Schnitt für die Pfeife.

Dauernd pfeifen die Granaten in der Luft. Wenn man sich bloss mal richtig setzen, stellen oder legen könnte! Immer das lauende, zusammen gekrümmte Hocken. Auch diese Tagebuchblätter kann ich nicht anders füllen, während die Kameraden doppelt aufpassen. Ich habe mich entschlossen, heute in der Dämmerung selbst rauszukriechen und im Schutze des Nebels Verbindung mit der 7. Kp. zu suchen.

Boy notiert, dass inzwischen die Verbindung mit der Kompanie hergestellt wurde, dass seine Kompanie aber nur noch aus 2 Uffzen und etwa 30 Mann besteht, dass der Kp-Chef einen Arm verloren und der SMG-Schütze einen Afterschuss erhalten hat, dass man ihn wieder zum Gruppenführer bestimmt hat und er in der Nacht die Munition hat ergänzen lassen.

(...) Es sind noch 6 Mann. Irgendwo hinter mir liegen sie in Granattrichtern und schlafen. Einer liegt ja immer auf der Lauer. Wir schlafen am Tag, weil sich der Iwan da nicht an uns allzunah ran wagt. Leider! Ich selbst habe seit dem 1.9. nicht mehr geschlafen. Noch 40 Minuten, dann bin ich an der Reihe zu pennen, während meine Landser die Russen in Schach halten. (...) Unsere vorgeschobene, kaum ausgebaute Stellung ist jetzt noch mit 5 Mann besetzt, davon bedienen 2 das SMG. Der Muschawek hat das SMG erkannt und beharkt uns nun mit seinem schweren Granatwerfer. Gerade schießt er sich ein. Hoffentlich setzt er uns keinen Volltreffer rein. Ohne das SMG ist die Stellung kaum haltbar. Es ist jetzt 11.35 Uhr, um 12 lege ich mich in meinem Loch zum Pennen hin. (...)

Während Boy seinen so lange vermissten Schlaf nachholt, spitzt sich die Lage weiter zu. Als er wieder aufwacht, ist für den 18-jährigen der Todestag angebrochen. Er protokolliert seine letzten Stunden:

1.11. : 25 Stunden weiter. Gestern Nachmittag und Abend schwerer Ari-Beschuss. Mehrere Volltreffer kosten viel Verluste. Die 7. Kp. hat noch 1 Oberfeldwebel, 1 Uffz, ca. 25 Mann, das heisst, gestern Abend gehabt. Am Abend stellt sich der Iwan mit stärksten Kräften am rechts von uns liegenden Panzer bereit. Will die Sau uns hier etwa an der Nahtstelle angreifen? Wenn der wüsste, wie schwach wir sind: Immer 2-3 Mann in einem Granattrichter, dazwischen Lücken von ofi 50 Meter und mehr – ohne Verbindung nach hinten oder zur Seite. Er würde durchbrechen und

wir alle sind im Arsch. – Aber noch ist es nicht soweit. In der Nacht versuchte der Muschawek dann mehrere Male einen Angriff zu starten, aber er bekam so einen Feuerregen, dass er seine Absichten vorläufig aufgeben musste. Dann Störungsfeuer von beiden Seiten. So um 22 oder 23 Uhr kroch ich im Feuer rüber zur fünften und organisierte für meine einen Gewehrschützen von einem Toten noch ein Gewehr und LS-Munition. Um 12.00 rief der Oberfeld, dass es Verpflegung gibt. Ich musste wieder einen durch das Feuer schicken. Er hat sich vorher bald in die Hosen geschissen, kam aber heil wieder zurück. – Es gab für uns 3 hier massig Brot, für jeden 300g Büchsenfleisch, 100 g Schokolade und 12 Zigaretten; ach so, und eine Flasche Wodka, aber für 24 Std. nur eine halbe Feldpulve Kaffee. Dadurch, dass über 2/3 der Kompanie ausgefallen sind, ist ja noch viel zu viel zu fressen da. Dabei hat man meist wenig Appetit. Ich lebe am besten von Zigaretten, Schnaps und Schokolade. Gegen Morgen gab es starken Nebel und Panzerbeschuss. (...) Wegen des Nebels sind wir heute früh besonders vorsichtig. Und richtig, er greift auch an. 8.45 Uhr. Der Durchbruch gelingt nicht. 2 feindliche Panzer stehen in unserem Rücken, vielleicht 300 m entfernt, die uns beschiessen...

Boy nimmt sich die Zeit, auf dieser vorletzten Seite seines Tagebuches noch eine Skizze der immer aussichtsloseren Lage zu zeichnen und muss erkennen:

(...) Die Lage ist gerade für uns so gefährlich und ungünstig wie nur möglich. Und dabei ist gerade unsere vorgeschobene Stellung die wichtigste im ganzen Abschnitt, weswegen der Iwan ja auch hier immer wieder ansetzt. Unsere Ari und SIG heizen ihm zurzeit richtig ein. Uffz Weinert ist tot. Ein russischer MP-Schütze hat sich bis auf 30-40 m an uns herangearbeitet. Von ihm wird Weinert auch seinen Kopfschuss haben. In meiner Wut wird mir alles egal. Ich stand 6-mal

hoch auf und warf Eierhandgranaten. Das Schwein scheint aber noch zu leben. Im Moment liegt er in seinem Trichter und pennt. Er ist gefährlich für uns; noch 5-10 m und er kann uns alle mit einer gut gezielten Handgranate erledigen. Wir müssen aufpassen. Die beiden Gewehrschützen, die mir der Kp-Führer als Verstärkung dazu gab, scheinen ziemliche Angsthasen zu sein. Trauen sich kaum die Schnauze aus der Deckung zu nehmen. So, nun werde ich wieder versuchen zu schlafen, mehr als 2, höchstens 3 Std. kam an in 24 Std. ja doch nicht dazu,

Mit einem Komma enden die Tagebuchaufzeichnungen und auch das zu so viel Hoffnung Anlass gebende Leben des Infanteristen Klaus Boy. Er hat das Duell mit dem russischen MP-Schützen verloren. Mitten im Satz treffen ihn die Splitter der «gut gezielten Handgranate», und er findet die ewige Ruhe in der russischen Erde.

Nur wenige Tage nach den Geburtstagsglückwünschen des Klaus Boy für seine Schwester Eva erreicht ein weiterer Brief aus Russland die Familie Boy in Berlin:

*v. Kurnes
Im Felde, den 15.9.42
Obltn. U. Adj.
12 736A*

Sehr geehrter Herr Boy

Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen die Botschaft zu übermitteln, dass Ihr Sohn, der Gefr. und San. Ofz. Bw. Klaus Boy, als Gruppenführer in den späten Abendstunden des 5.9.42 den Heldentod für Führer, Volk und Vaterland gestorben ist. Die schwe-

ren Kämpfe an der Wolchovfront brachten auch für uns heisse Tage. Im Verlauf der Kämpfe traf das Schicksal Ihren Sohn. Er erlitt durch Granatsplitter eine sofort tödliche Kopfverletzung.

Ihr Sohn war nur kurze Zeit bei uns, zeichnete sich aber währenddessen als einsatzfreudiger, tapferer Soldat aus. Mit Eifer und Freude versah er seine Pflicht. So wurde sein Heldentod für die Kompanie ein schmerzlicher und unersetzlicher Verlust.

Immer wieder, wo der Tod seine Opfer aus unseren Reihen wählt, müssen wir uns daranhalten, dass es gerade dieses Opfer ist, das uns die Gewissheit des Sieges gibt. Hoffentlich bietet Ihnen dieser Gedanke, der uns hier so wichtig ist, Trost in Ihrem Leid, das wir ja in seiner Grösse gar nicht ermessen können. Die Kameraden haben Ihren Sohn im Wolchovbrückenkopf zur letzten Ruhe gebettet. Er liegt dort mit vielen, die vor ihm hier für Deutschland kämpften und starben und mit manchen, die noch kurze Zeit vor seinem Tode mit ihm zusammen den gleichen Kampf zu bestehen hatten.

Ihnen selbst und den Ihrigen spreche ich meine aufrichtigste und tief empfundene Anteilnahme aus und ich bitte Sie, den dürren Worten doch den warm empfundenen Sinn zu entnehmen.

In Vertretung des schwer verwundeten Kampfführers Ihres Sohnes bin ich mit

Heil Hitler!

Ihr sehr ergebener v. Kurnes

Oblt. u. Batl.Adj.

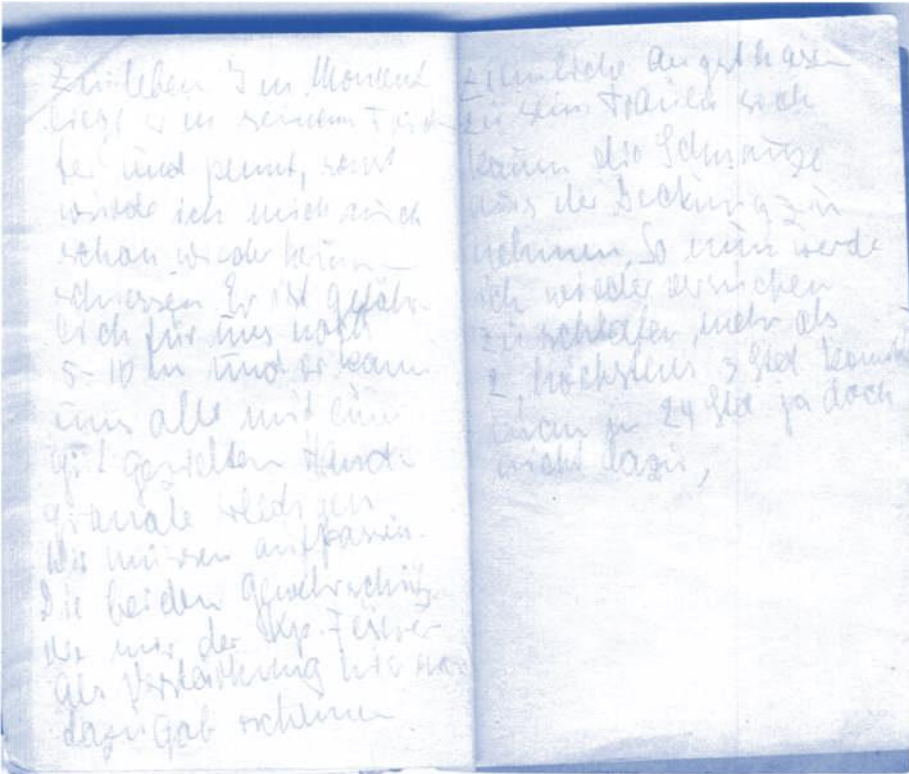
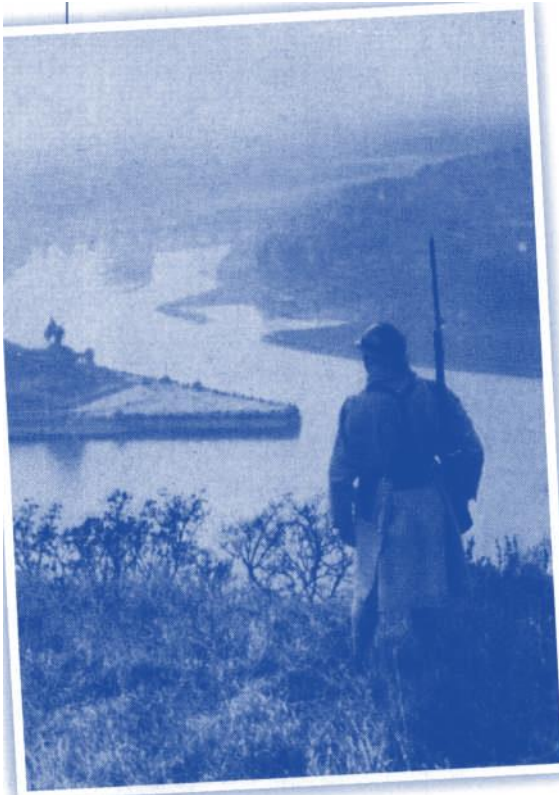


Foto oben: Die letzte Seite im Tagebuch des Klaus Boy endet mit einem Komma, geschrieben in dem Moment, als ihn die tödliche Kugel traf

Die Grossoffensive «Wacht am Rhein» läutet das Ende des Deutschen Reiches ein. Es handelt sich um den letzten Versuch der Deutschen Wehrmacht, die alliierten Westmächte vor Antwerpen zurückzuschlagen. Mit der Einnahme von Antwerpen soll die Zufuhr an Nachschub für die Alliierten blockiert werden. Den Deutschen droht bereits der militärische Zusammenbruch. Der Kampf gilt auch als Erhaltung der Kampfmoral, denn bis zum letzten Mann sollen die Soldaten kämpfen. Nach sechswöchigem Kampf sind die deutschen Soldaten jedoch besiegt. Die letzten Kraftreserven sind aufgebraucht. Die Niederlage und der Untergang des Deutschen Reiches werden immer deutlicher, die herben Verluste in einem der grössten Gefechte des Zweiten Weltkriegs beschleunigen den Untergang des Deutschen Reiches.



*Ein französischer Soldat hält
Wacht am Rhein*

Von diesen Entwicklungen bekommen die deutschen Soldaten in Ostpreussen noch nichts mit. Doch auch ihre Niederlage wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Heinz Brandenburg quälen zu diesem Zeitpunkt jedoch ganz andere Sorgen. Er wird das Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr miterleben. Grund hierfür sind sein fester Glaube und die Nächstenliebe. Das Kriegsgericht verurteilt ihn aufgrund einer Befehlswidersetzung zum Tode.

Die Militärgerichtsbarkeit wird bereits 1934 wieder errichtet. Diese besteht aus dem Kriegsgesicht als niedrigste und dem Reichskriegsgesicht als höchste Instanz. Letzteres verfolgt nicht nur Straftaten von Offizieren der Wehrmacht, sondern auch von Zivilisten.

Insgesamt werden mindestens 22.000 Menschen Opfer des NS-Kriegsgesichtes, viele andere sterben bereits vor der Vollstreckung in Lagern und diversen Strafeinheiten. Geahndet werden unter anderem Kriegsdienstverweigerung, Desertion/Fahnenflucht, Selbstverstümmelung, Fälschungsdelikte und Befehlsverweigerung.

6. «FROHE BOTSCHAFT» ZUM WEIHNACHTSFEST 1944

*– der Märtyrertod des Heinz Brandenburg-
(über die letzte Kriegsweihnacht in Ostpreussen)*

Der Major und Stabsarzt in einem Lazarett in der Nähe von Königsberg, Dr. med. Heinz Brandenburg, schreibt am 14. Dezember 1944 wehmütig an seine Frau in die Heimat:

Ostpreussen, 14.12.44

Meine liebe Elisabeth!

Trotz der kurzen Zeit, die noch vor uns liegt bis zum Christfeste,

will ich hoffen, dass der Brief als Weihnachtsbotschaft rechtzeitig ankommt. Wie ganz anders ist es doch in diesem Jahre! Schon rein stimmungsmässig kann ich in diesem Jahre tun und lassen was ich will, keine Weihnachtsstimmung will aufkommen.

Im vorigen Jahre war... schon frühzeitig bei der Arbeit ...für das kommende Fest. Ein Adventskranz mit den 4 Kerzen hing in meiner kleinen Stube in Braunsberg und deutete im Abbrennen der Kerzen auf das nahende Fest hin. Du und die Kinder erwarteten fieberhaft mein Kommen, das nach 3 Jahren endlich Wirklichkeit werden durfte. Auch du wirst Vergleiche ziehen zwischen 43 und dem diesjährigen Weihnachtsfest. Nicht nur wegen der Gaben, die ich in so reichlichem Masse ausschütten konnte. Erst recht in der betrüblichen Feststellung, dass ich in diesem Jahre nicht bei Euch sein kann, mag Deine Phantasie und Dein Hoffen auch noch so viele Möglichkeiten in Erwägung ziehen, ob nicht doch urplötzlich irgend jemand auf der Türschwelle erscheinen könnte, doch dieses Denken bleibt Illusion....»

Hans Brandenburg ist stark katholisch geprägt und versucht aus dem Glauben heraus Trost zu spenden und auch selber für sich zu finden. Er schreibt:

«... Und ist ein Christenmensch nicht immer frohen Sinnes und frohen Herzens, erträgt er nicht alles viel leichter und ergebener als jeder andere?! Aber nicht nur das, die Dankbarkeit Gott gegenüber, gebietet uns, jubelnd vor dem Christkind auf die Knie zu sinken und ihm zu danken, dass es uns so wunderbar durch die Fährnisse der Zeit hindurch gebracht und uns vor jedem Unheil bewahrt hat.

Es nimmt uns alle Kümmernis und lässt uns die Trennung zwar nicht vergessen, aber doch tapfer ertragen. Dieser Gedanke lenkt uns vielleicht auch ein wenig ab von uns selbst und lässt uns an alle die Millionen Menschen denken, deren Weih-

nacht durch harte Schicksalsschläge, durch Verlust von Hab und Gut, ohne Heim, und durch den Tod von Angehörigen eine wirkliche traurige ist. Ich glaube, wir tun recht, wenn wir den im Vergleich mit den Opfern anderer gebrachten kleinen Verzicht als Opfertage dem Christkind in die Krippe legen und um so mehr und kräftiger von ganzem Herzen für den Frieden auf Erden beten. Für den Frieden, den wir alle so sehnsüchtig erwarten, aber auch um den Frieden, den Gott den Menschen in die Herzen legen möge, die guten Willens sind. Lass besonders die Kleinen viel beten, denn ihr Gebet dringt durch die Wolken.

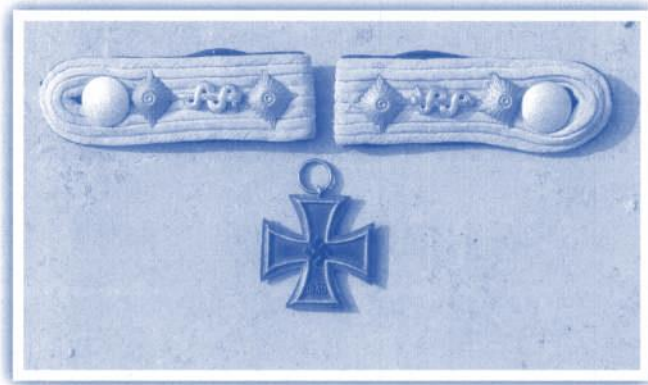
Nur eine Woche, nachdem er den letzten Brief an seine Frau und die vier Söhne geschrieben hat, ereilt ihn sein Schicksal. Er erleidet im gottlosen Naziregime den Märtyrertod. Man kann sich vorstellen, welchen Schock kurz vor dem Weihnachtsfest der schriftliche Bescheid auslöst, dass er in Pienki Borowe gefallen sei.



Heinz Brandenburg (links) in glücklicheren Tagen beim Bad in der Ostsee mit Kollegen

Man lässt ihr noch die Uniform und das Eiserne Kreuz zukommen. Sonst bleibt ihr von ihrem Mann nichts ausser einem Fotoalbum und drei Ordnern voller Briefe, die er fast

täglich während der letzten Jahre aus der Ferne an die Lieben in der Heimat schrieb. Ein Jahr nach Kriegsende, am 27. Mai 1946, schickt die Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht an Elsa Brandenburg eine Karte mit der Mitteilung, ihr Mann sei nicht gefallen, wie auf der amtlichen Sterbeurkunde vermerkt, sondern verstorben und liege nun auf dem Heldenfriedhof in Taraskow.



Das Abzeichen ist das einzige, was von Heinz Brandenburg blieb...

Nähere Auskunft über die letzte Station auf dem Lebensweg ihres Mannes erhält Elisabeth Brandenburg aber von gänzlich anderer Seite, nämlich von einem seiner Henker. Der Mann sorgte nach der Hinrichtung für ein ordentliches Begräbnis Heinz Brandenburgs und wendet sich nur wenige Wochen nach Kriegsende an sie, um sein Gewissen zu erleichtern. Er schildert der Frau, die er zur Witwe gemacht hat, den wahren Hergang:

Das Kriegslazarett in Braunsberg war überfüllt und täglich kamen mehr Schwerverwundete. Heinz Brandenburg erhielt den Befehl, den mit dem Tode ringenden Soldaten, den «hoffnungslosen Fällen», den «Lebensunwerten», die Todesspritze zu verabreichen, um Platz für Notfälle zu schaffen und Nahrungsmittel zu sparen. Er konnte es mit seinem christlich geprägten Gewissen jedoch nicht vereinbaren, die jungen Männer, die für ihr Vaterland ihr Leben geopfert hatten, zu beseitigen – und verweigerte den Befehl. Ein Hinrichtungskommando wurde zusammengestellt und hängte den Major und Stabsarzt.

Der Henker erkennt auf Fotos auch den Vorgesetzten Brandenburgs, dem seine christliche Einstellung schon seit langem ein Dorn im Auge gewesen war und der den Tötungsbefehl gegeben hatte.

Die Witwe erkennt den Befehlsnotstand des reumütigen Mannes an, sieht am Beispiel ihres eigenen Mannes ein, dass eine Weigerung den Tod bedeutet hätte und verlangt vom Henker nicht die charakterliche Stärke, die ihr Mann bewies. Wohl ganz im christlichen Sinne ihres Mannes erteilt sie ihm die Absolution.



Im Vordergrund Brandenburgs Vorgesetzter, dahinter das Lazarettgebäude von Braunsberg in Ostpreussen

Generalfeldmarschall Hermann Göring erlässt bereits im ersten Kriegsjahr den Aufruf zur Metallspende. Sie ergeht anlässlich des Führer-Geburtstages und läuft offiziell unter dem Titel Spende des deutschen Volkes zum Geburtstag des Führers. Zweck ist die Sicherstellung kriegswichtiger Rohstoffe. Dieser «Spende» fallen ne-

ben Hausrat und diversen Gebäudeteilen auch Kirchenglocken und «überflüssiges» Kulturgut zum Opfer. Alles, was nach Ideologie der NS keinen geschichtlichen, heimatlichen, politischen oder künstlerischen Wert hat, wird eingeschmolzen. Bereits im Ersten Weltkrieg gab es einen Aufruf zu einer solchen Metallspende. Göring unterliegt der Auffassung, dass diese damals zu spät geschah. Diesem Fehler möchte er mit frühzeitiger Durchführung im ersten Jahr des Zweiten Weltkriegs vorbeugen. In Hamburg errichtet man daraufhin einen Glockenfriedhof. 90.000 Glocken werden während des 2. Weltkriegs dorthin transportiert, rund 75.000 davon eingeschmolzen. Weitere zahlreiche Denkmäler und Statuen finden in den Schmelzöfen ihr Ende.

7. WER HOLT DIE GLOCKEN RUNTER?

*(nach Katharina Pritschow und
Andreas Baumann)*

Im gesamten Reich hatten bereits im Mai 1940 alle Kirchenglocken zur Abholung angemeldet werden müssen. Zwei Jahre waren inzwischen vergangen, ohne dass es tatsächlich zur Abholung kam und mancher wird schon gehofft haben, dass man diese Rohstoffreserve nicht angreifen würde, doch im Mai 1942 wurden überall die Kirchenglocken auf Veranlassung der Nazis von den Kirchtürmen geholt. Das geweihte Metall, das zuvor den Frieden verkündet hatte, wurde nun im wahrsten Sinne des Wortes entweiht und zu todbringenden Waffen umgewandelt. Dies war zwar auch schon im

Ersten Weltkrieg der Fall gewesen, doch die atheistisch eingestellten Nationalsozialisten litten sicherlich weniger unter Gewissensbissen, als sie das Kirchengeläut im Deutschen Reich erneut zum Verstummen brachten.

Die grösste Garmischer Glocke, die Christkönigsglocke, war vom Generalvikar des Bischofs Faulhaber, Dr. Rudolf Hindringer, gestiftet worden. Der aus Traunstein stammende Kirchenmann hatte bis 1921 als Kaplan und Religionslehrer in der St. Martins Gemeinde gewirkt, bis man ihn zu Höherem nach Freising berief.

Eigentlich hätte die Glocke «St. Martin Glocke» heissen sollen, doch Pfarrer Mencke hatte sich durchgesetzt und sie auf «Christkönigsglocke» getauft.

Nun sollte also diese teure Ersatzglocke nach dem Ersten Weltkrieg gleich wieder zusammen mit ihren Schwestern vom Turm geholt und eingeschmolzen werden. Dazu brauchte man eine Firma, die sie aus dem Turm holte. Die alteingesessenen Firmen wollten sich durch eine so frevelhafte Tat nicht die Finger schmutzig machen. Sie redeten sich darauf hinaus, sie wären für das schwierige Unterfangen nicht entsprechend ausgerüstet. Schliesslich beauftragte man die Firma Meier mit dem Abhängen der Glocken. Am nächsten Morgen waren deren Haustür und Hauseingang mit Kuhmist verschmiert, die Kundschaft ging zurück und man schimpfte den Spengler Meier öffentlich einen «Glockenmörder».

Bevor die Garmischer Glocken abgeholt wurden, standen sie – wehmütig zum Abschied mit Girlanden geschmückt – noch viele Tage neben der Strasse hinter einer Absperrung, und manchem guten Christenmenschen wird bei deren Anblick nicht wohl gewesen sein.

Der Krieg war noch nicht lange vorbei und unzählige Kirchtürme im zerstörten Deutschland mussten noch stumm bleiben, da erklang bereits zur ersten Nachkriegsweihnacht das Geläut der sechs neuen Stahlglocken, gestiftet vom Generalkonsul Lerch von den Bochumer Stahlwerken, der im Ort ein Haus hatte¹. Bald darauf verbreitete sich in Garmisch die Nachricht, die stolze, 84 Zentner schwere Christkönigs-

¹ Die ebenfalls kurz nach dem Kriege angeschafften Stahlglocken von Partenkirchen hängen immer noch im Turm.

glocke sei unversehrt in Hamburg in einem sogenannten ‚Glockenfriedhof‘ aufgefunden worden! Sie kam jedoch nie wieder an ihren Ursprungsort zurück. Anfang der 50er Jahre veranstaltete der Volkstrachtenverein Garmisch eine Sammlung und von dem sensationellen Erlös von 56.000DM konnte man eine grosse, 48 Zentner schwere und eine kleinere Glocke anschaffen; doch der Bronzeklang vertrug sich nun nicht mehr mit dem Stahlklang. So tauschte man auch noch bis auf eine die anderen Stahlglocken aus und hängte drei von ihnen in den Turm der alten Garmischer Kirche. Acht von den ursprünglich neun Garmischer Glocken, die man im Mai 1942 fortgeschafft hatte, blieben verschollen.

*«Es ist Zeit, dass jetzt etwas getan wird. Derjenige allerdings, der etwas zu tun wagt, muss sich bewusst sein, dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen wird. Unterlässt er jedoch die Tat, dann wäre er ein Verräter vor seinem eigenen Gewissen.» – (Stauffenberg kurz vor dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 in einem Gespräch mit der Frau seines Bamberger Regimentskameraden Bernd von Pezold, zitiert in Kramarz, Joachim: Claus Graf Stauffenberg. *15. November 1907, † 20. Juli 1944. Das Leben eines Offiziers. Frankfurt a.M. 1965, Seite 201)*

20. Juli 1944

Es ist der wohl grösste Umsturzversuch des Nationalsozialistischen Regimes: Das Bombenattentat auf Adolf Hitler. Claus Schenk Graf von Stauffenberg zählt als Anführer der Verschwörungsgruppe. Von Stauffenberg kann bereits vor der Machtergreifung Hitlers auf eine solide militärische Laufbahn zurückblicken. Als letzte Station vor dem NS-Regime wird er am 1. Januar 1930 zum Leutnant mit Ehrensäbel des Regiments Bamberg ernannt. Bei der Reichspräsidentenwahl im April 1932 begrüsst von Stauffenberg die neue Figur Adolf Hitler und stellt sich auf dessen Seite. Im Folgenden erweitert er seine militärische Karriere. Unter

anderem wird er am 1. Mai 1933 zum Oberleutnant ernannt. Doch der Wind dreht sich später und von Stauffenberg erkennt die finstere Seite des Führers.

Am Morgen des besagten 20. Juli 1944 fliegt er mit seinem Adjutanten in das Führerhauptquartier die Wolfsschanze, in Ostpreussen. In einem Aktenkoffer führen sie zwei Sprengsätze mit sich.

Die mutigen Männer sind heute noch Helden, leider ohne Triumph. Das Attentat scheitert. Ausserhalb des Attentats in der Wolfsschanze sind noch zahlreiche weitere Widerstandskämpfer in der «Operation Walküre» involviert. Auch der Schriftsteller und Geograph Georg-Albrecht Haushofer gehört zum Verschwörer-kreis des 20. Juli. Nach dem Fehlschlag des Attentats bleibt für ihn nur noch die Flucht.

8. Wo IST HAUSHOFER?

(nach Johann und Anneliese Zahler)

«Von allen quaderfest gefugten Mauern in Hof und Haus, in städtischem Besitz, wird wenig bleiben in der Zeiten Blitz – der kleine Bau von Holz allein mag dauern.»

So beginnt eines der 80 Gedichte Albrecht Haushofers, eines regelrechten Märtyrers des Nazi-Regimes. Er schrieb sie wahrscheinlich im Gefängnis Moabit-Berlin, möglicherweise aber auch in der Bergainsamkeit des Wettersteingebirges nieder, wohin

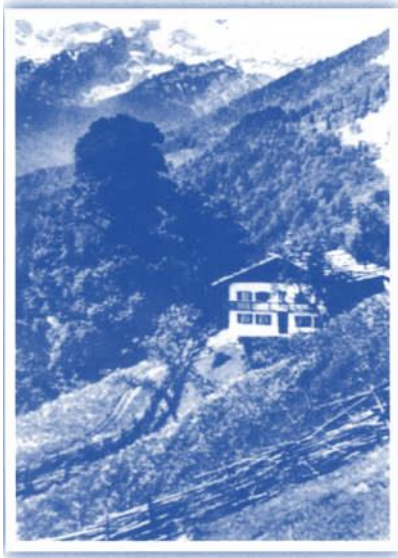
ihn die Furcht vor der Rache der Machthaber getrieben hatte. Sein Schicksal ereilte ihn dennoch in Form von Gestapo-Häschern im hintersten Winkel des Werdenfelser Landes.

Der «kleine Bau von Holz», zu dem seine schweren Gedanken im Angesicht des Todes wehmütig zurückschweiften, ist ein kleines Holzhäuschen auf der Partnachalm oberhalb der steilen Felswände der Partnachklamm – das Wochenendhaus der Familie Haushofer, das sein Vater zehn Jahre zuvor hatte bauen lassen. Es überdauerte die schlimme Zeit tatsächlich unbeschadet, während die «quaderfest gefügten Mauern» der stolzen Reichshauptstadt Berlin und unzähliger anderer deutscher Städte im Bombenhagel in «der Zeiten Blitz» dem Erdboden gleichgemacht wurden.

Georg Albrecht Haushofer, geboren 1903, entstammte einer altbayerischen Künstler- und Gelehrtenfamilie, studierte in München Geschichte und Geographie, ging anschliessend nach Berlin und wirkte von 1928 an als Autor der Zeitschrift «Gesellschaft für Erdkunde». Ab 1933 war er überdies als Privatdozent für politische Geographie tätig. Sicher wird man darunter nicht zuletzt die Verheissung «Lebensraum im Osten» zu verstehen haben und Haushofer litt nach eigenem Bekunden unter dem Gesinnungszwang, dem er sich im NS-Regime ausgesetzt sah. Auf seiner Karriereleiter kletterte er aber auch nach Hitlers Machtergreifung Sprosse um Sprosse nach oben. So arbeitete er ab 1934 als Mitarbeiter im Büro des späteren Aussenministers Ribbentrop, als Professor an der Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Universität Berlin und als aussenpolitischer Berater von Rudolf Hess, dem Stellvertreter Hitlers (bis zu seiner geheimnisumwitterten Bruchlandung in England). Hess war ein Freund seines Vaters, Prof. Dr. Karl Haushofer, der glühendes nationalsozialistisches Gedankengut veröffentlichte, beispielsweise den Buchtitel «Wehrwille als Volksziel – Wehrkunde, Wehrgeographie und Wehrpolitik im Rahmen der Wehrwissenschaften».

Der «Mangel an nationalsozialistischer Gesinnung», den Haushofer bereits früh an sich selbst feststellte, und vielleicht auch die Zurücksetzung als «Mensch zweiter Klasse» bzw. «Mischling 2. Grades», der er sich als Sohn einer halbjüdischen Mutter zunehmend ausgesetzt gefühlt haben dürfte, mündeten schliesslich in seiner Mitgliedschaft im Verschwörerkreis des 20. Juli 1944.

Nach dem schmachlichen Scheitern des Stauffenberg-Attentats auf Hitler sah er keine andere Möglichkeit als die Flucht in einen der verstecktesten Winkel des Werdenfelser Landes. Er verbarg sich aber wohlweislich nicht in der kleinen Holzhütte der Familie, übernachtete dort nur einmal, sondern suchte und fand Asyl bei Familie Zahler. Haushofer kannte die Bauernfamilie Zahler, weil sie eine Wiese neben seiner Hütte bewirtschafteten.



Josef Zahler sen. war im Oktober 1943 als Kriegsinvalide des 1. Weltkrieges verstorben und hatte während der letzten Jahre aufgrund seines asthmatischen Herzleidens nicht mehr arbeiten können. Bald darauf folgte der nächste Schicksalsschlag: Vom einzigen Sohn Josef, mit 17 Jahren eingezogen, kam keine Nachricht mehr. Er war und blieb vermisst.

Das «Bölstererhaus» in der Berg einsamkeit von Mittergraseck – einer von damals noch drei bewirtschafteten Bauernhöfen

Das Leben der Witwe Anna Zahler und ihrer minderjährigen Tochter Anneliese bestand von diesem Zeitpunkt an fast ausschliesslich aus harter Bergbauernarbeit. Die Mutter bewirtschaftete das Anwesen zusammen mit der Tochter, einer ukrainischen Fremdarbeiterin und gelegentlicher Hilfe ihres Vaters Anton Maurer so gut es eben ging, als eines Tages im Spätsommer 1944 ein Mann auf der Hausbank sass und darum bat, man möge ihn verstecken.

Auch in Mittergraseck wusste man natürlich, was an jenem 20. Juli 1944 geschehen war und dass der «Führer» ein gnadenloses Blutgericht abhielt – auch mit jenen, die den Verschwörern nahestanden oder sie begünstigten. Doch selbst im Angesicht dieser tödlichen Gefahr brachte es Anna Zahler nicht über ihr gutes Herz, den Gehetzten abzuweisen.

Dass Haushofer ausgerechnet im «Bölstererhaus» Zuflucht suchte, mag neben der Abgeschlossenheit von Mittergraseck auch daran gelegen haben, dass kein anderer Mann

im Haus war. Ein Hausherr hätte ihn in seiner Verantwortung der Familie gegenüber sehr wahrscheinlich zurückgewiesen. Eine grosse Hilfe konnte der neue Mann im Haus aber freilich nicht sein, durfte er sich doch im eigenen und im Interesse seiner Gastgeber nirgendwo blicken lassen. So blieb Haushofer nichts anderes übrig, als die meiste Zeit in seiner hellen Kammer im 1. Stock zu sitzen, wo er Gedichte schrieb. Wie oft mag er angstvoll durch eines der drei Fenster geblickt haben? Nur abends kam er herunter in die Stube und lauschte den Nachrichten des Feindsenders BBC, um nicht vollends vom Weltgeschehen abgeschnitten zu sein.

Von Woche zu Woche wuchs die Verzweiflung im Hause Zahler. Haushofer wollte nicht glauben, dass sich der Krieg so lange hinzog und kein rettendes Ende in Sicht war.

Diese entsetzliche Situation dauerte fast ein Vierteljahr an, genauer gesagt bis zum 7. Dezember 1944, bis die Häscher schliesslich auf die richtige Spur stiessen. Ein erstes verhängnisvolles Anzeichen war die schriftliche Vorladung der damals 16-jährigen Anneliese, sie solle sich an jenem 7. Dezember um neun Uhr morgens bei der Landpolizeistation Garmisch in der Fürstenstrasse, Ecke Alleestrasse, melden. Während das Mädchen sich durch tiefen Schnee auf den Weg ins Tal machte, fuhr die Mutter mit ihrem Vater wie auch an den letzten Tagen mit den zwei Ochsen und der «Schloapf» (Kufenschlitten, hinter Ochsen befestigt) hinüber auf die Partnachalm, um Heu zu holen. Das Haus war damit leer bis auf die Ukrainerin – wie anzunehmen ist, war dies von der Gestapo auch so beabsichtigt. Bei Annelieses Vernehmung fiel der Name Haushofer nicht einmal. Das noch 16-jährige Mädchen wurde lediglich wegen eines Besuches bei einer Gastfamilie in Jena befragt. Während sich diese Vorladung unendlich lange hinzog und der vernehmende Polizeibeamte unter gelegentlichen «Ja!»-Rufen pausenlos telefonierte, konnten Gestapo-Männer aus München und zwei hiesige Polizeibeamte in aller Ruhe das zu diesem Zeitpunkt leerstehende Haus in Mittergrasack durchstöbern und drangen im Zuge dessen auch in Haushofers Kammer im 1. Stock vor. Die zurückgebliebene Ukrainerin stellte kein Hindernis dar und war sicherlich froh, dass man von ihr nichts Böses wollte.

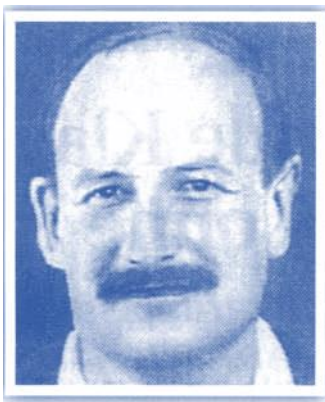
Vielleicht wären die Männer unverrichteter Dinge und ohne weitere Nachforschungen wieder heimgegangen, wenn nicht einer von ihnen in Haushofers Federbett gegriffen

hätte – es war noch warm. Die Kriminaler dehnten nun ihre Suche auf alle zum Haus gehörigen Baulichkeiten aus und nahmen auch den Heustock unter die Lupe.

Der Heuboden lag, ebenerdig mit dem 1. Stock und war über den Flur, auf dem Haushofers Zimmer lag, über eine Türe erreichbar. Von hier führte eine Leiter hinauf in den Dachboden, wo man kurzes und wegen seines hohen Moosanteils sehr weiches Moosstreu aufbewahrte. Dieses Spezialstreu war den kalbenden Kühen und den Kälbern als weiches «Wochenbett» vorbehalten. In diesem Haufen hatte sich Haushofer versteckt, war aber offenbar nicht mehr dazu gekommen, die Leiter einzuziehen. So konnten ihm seine Häscher folgen und man kann sich seine furchtbare Angst vorstellen, als er hörte, wie sie sich ihm näherten.

Es ist kaum zu glauben, welcher Zufall die Dinge weiter ihren schlimmen Lauf nehmen liess: Ein blanker Manschettenknopf am Ärmel Haushofers reflektierte einen einfallenden Sonnenstrahl in die Augen eines Polizisten. Haushofer hatte sich nicht tief genug in den Haufen wühlen können. Die «geheimen Staatspolizisten» zerrten ihn heraus, nahmen ihn in ihre Mitte und verliessen gerade das Haus, als Anna Zahler mit dem Vater und einem Fuder Heu heimkehrte.

Man unterzog die beiden sofort einem scharfen Verhör. Nun konnte Anton Maurer froh sein, dass er von seiner Tochter nicht eingeweiht worden war und er bislang wirklich keine Ahnung von der Anwesenheit Haushofers hatte. Seine Überraschung war nicht gespielt und so glaubwürdig, dass man ihn unbehelligt nach Wamberg zurückkehren liess. Anna Zahler aber wurde verhaftet und ins Tal mitgenommen.



*Alfred Haushofer und
seine zwischenzeitliche
Retterin Anna Zahler
vom «Bölstererhaus» im
Mittergraseck*

Ihre Tochter Anneliese hatte man im Talkessel inzwischen wieder freigelassen. Als sie am Skistadion vorbeiging, kam ihr eine Gruppe Männer entgegen. Als die Männer auf den Fussweg an der Partnach entlang einbogen, erkannte sie Haushofer in ihrer Mitte, obwohl man ihm die Kapuze seiner Jacke über den Kopf gestülpt hatte. Er trug Handschellen.

Quälende Ahnungen stiegen in dem Mädchen hoch und bewahrheiteten sich nur wenige Meter weiter. Kurz vor dem Sägewerk Baudrexl traf sie auf ihre Mutter in Begleitung eines Polizisten. Der Mann liess es zu keinem Gespräch kommen. Im Vorbeigehen rief Anna Zahler ihrer Tochter die verzweifelten Worte zu: «Sech'n wer ma ins wahrscheinli nimmer!»

Man führte Frau Zahler ins Rathaus und verhörte sie, bis sie ihr «Verbrechen», zu dem man ihren Akt der reinen Menschlichkeit umdeutete, gestand. Noch am selben Tag brachte man sie und auch Haushofer nach München, Haushofer von da weiter nach Berlin. Während er hinter den Kerkermauern des Zuchthauses Moabit verschwand, landete Anna Zahler in einem Gefängnis in der Nähe des Wittelsbacher Palais und hatte Glück im Unglück. Die Küchenchefin und Verwalterin des Gefängnisses stammte wie sie aus einer Bauernfamilie und hatte Mitleid mit der neuen Insassin – sie brauchte eine Köchin und setzte Anna Zahler auf diesen Posten.

Die Küchenchefin hielt ihre schützende Hand über Anna Zahler, indem sie mit einem bestimmten «De lasst's ma do, de brauch i zum Koch'n!» verhinderte, dass man sie wie so viele andere – offenbar politische Gefangene – auf Lastwagen verfrachtete und nach Dachau ins KZ brachte.

Gegen die immer häufigeren Bombenangriffe auf München war auch sie freilich machtlos, aber sie sorgte dafür, dass ihre Köchin im Gegensatz zu den anderen Gefangenen die Bombennächte im Luftschutzraum verbringen durfte.

Ein Trost war jedes Mal sowohl für Mutter als auch Tochter, wenn ein Brief ankam und erst recht die drei Besuche, die Anneliese der Mutter abstatten durfte. Sie berichtete ihr dann von daheim, dass es schon irgendwie weiterginge, dass Schwager und Opa auch weiterhin bei der Bauernarbeit helfen würden und dass auch die Ukrainerin nach wie vor arbeitswillig sei, obwohl Anneliese mit ihren 16 Jahren der doppelt so alten Frau die Arbeitsanweisungen geben musste.

Anfang April 1945 hatte Anna Zahler erneut Glück, als sie sich beim Zerkleinern des Fleisches schlimm in den Finger schnitt. Die Wunde entzündete sich und hörte nicht auf zu eitern, sodass sie der zuständige Beamte schliesslich für acht Wochen beurlaubte. Auch er hatte Mitleid mit der rechtschaffenen Frau und meinte: «Wenn ich könnte, wie ich möchte, hätte ich Sie schon längst entlassen!» Anna Zahler durfte somit am 12. April wieder heim zu ihrer Tochter.

Für Haushofer jedoch stellte das Berliner Gefängnis in der Lehrter Strasse die letzte Station auf seinem Kreuzweg dar. Nach einer Schreckensnacht im noch viel häufiger als München bombardierten und am Ende unter gewaltigem russischen Artilleriebeschuss liegenden Berlin mag Albrecht Haushofer wohl an das gesegnete Werdenfelser Land und die idyllischen Tage seines Versteckens in der Bergeinsamkeit gedacht und zur Feder gegriffen haben. Sein Gedicht von der Partnachalm endet mit den Worten:

«... Wer Frieden, Rast, Versenkung suchen will – dort findet er's ... Wie sind die Nächte still!»

9. November 1938, 23:55 Uhr

Ein Blitzfernschreiben ergeht an sämtliche Leitstellen der Staatspolizei im Deutschen Reich mit folgender Anordnung:

«Es ist vorzubereiten die Festnahme von etwa 20-30.000 Juden im Reiche. Es sind auszuwählen vor allem vermögende Juden. Nähere Anordnungen ergehen noch im Laufe dieser Nacht.»

Anlass für die Reichskristallnacht mit der Ermordung von rund 400 Juden und der Inhaftierung von etwa 30.000 Juden ist das Attentat des polnischen Juden Herschel Grynszpan. Dieser wird am 28. März 1921 als Jude polnischer Staatsangehörigkeit in Hannover geboren. Am 7. November 1938 verübt er in Paris aus Rache an der Ermordung seiner Eltern ein Attentat auf den deutschen Botschafter

der NSDAP. Er trifft jedoch den zu dieser Zeit diensthabenden Legationssekretär vom Rath, der am 9. November seinen Verletzungen erliegt. Die «Jüdische Weltverschwörung» ist nun offiziell. Die Nationalsozialisten nehmen das Attentat als Beweis für die Niedertracht der jüdischen Bevölkerung auf und rechtfertigen damit ihre Verfolgungen und Ermordungen.

Nach seinem Attentat flüchtet Grynspan nicht, sondern lässt sich widerstandslos verhaften. Er will einen Protest, den die ganze Welt vernehmen soll. Doch er scheitert. Die Juden werden nun offiziell und unter dem Deckmantel des Attentats noch grausamer verfolgt als zuvor. Doch nicht alle von den NS deklarierten «Verbrecher» werden im Verlauf des Zweiten Weltkriegs gefunden.

Seit 1942 gilt Grynspan als verschollen. Vermutlich findet sein Leben im Zuchthaus Magdeburg ein grausames Ende.

9. DER SCHWARZE «JUDEN-REITER»

*(nach Katharina Pritschow und
Dr. Christian Strauss)*

Nicht nur der männliche Teil der Bevölkerung musste im Dritten Reich «für Führer, Volk und Vaterland» Dienst tun, sondern auch der weibliche. So wurde das obligatorische halbe Jahr Reichsarbeitsdienst für Katharina Oswald mit einem weiteren halben Jahr Kriegshilfsdienst verlängert. Sie wurde als Hilfskraft zur Führung der Einwohnerkartei des Landkreises dienstverpflichtet. Obwohl bereits am 10. Nov. 1938 alle

Juden unter entwürdigenden Umständen allerorts gezwungen worden waren, ihre Heimatstädte zu verlassen und nie wieder zurückzukehren, und viele Orte bereits als «judenfrei» gemeldet waren, steckte auf einer der Karteikarten bei Katharina Oswald ein schwarzer, sogenannter «Judenreiter». Er gehörte zur Akte von Alice Strauss, der Schwiegertochter des weltberühmten Komponisten Richard Strauss. Zwar hatte sie Garmisch bereits drei Jahre zuvor mit der gesamten Familie verlassen, war offensichtlich jedoch immer noch dort gemeldet. Richard Georg Strauss wurde am 11. Juni 1864 in München geboren. Die Liebe und das Talent für Musik lag in seiner Familie – sein Vater Franz Strauss war Hornist am Hoforchester München – und so entwickelte er sich zu einem gefeierten Komponisten des späten 19. und 20. Jahrhunderts. Von 1933 bis 1935 war er Präsident der Reichsmusikkammer. Viele unterstellten ihm deshalb eine Neigung zur NS-Ideologie. Auf der anderen Seite galt Strauss als vollkommen apolitisch und dem NS-Regime in keiner Weise zugeneigt. Seine politische Stellung wurde oft sehr kontrovers diskutiert. Fakt ist jedoch, dass er niemals offen gegen die NS-Herrschaft opponierte. Dies mag auch in seinen Familienverhältnissen begründet liegen: Strauss' Schwiegertochter, Alice Strauss, war Halbjüdin; ihre Enkelkinder nach dem Gesetz der NS-Rassenideologie jüdische Mischlinge. Hätte Strauss offiziell seine Stimme gegen das NS-Regime erhoben, so hätte er seine Familie in grosse Gefahr bringen können.

Selbst ohne diesen Widerstand von Richard Strauss hatten SA-Männer mehrmals Drohungen gegen die Familie ausgesprochen und versucht, Alice Strauss zu verhaften, doch jedes Mal war die Familie gewarnt worden. Es gab auch während des Krieges noch Menschen, die ihre eigenen Bedürfnisse zum Schutz von anderen hinten an stellten. Alice Strauss blieb unangetastet, ihre beiden Kinder allerdings mussten einige Strapazen erdulden. Der damalige Erstklässler Christian wurde an jenem Pogromtag, dem 9. November 1938, mit seinen Klassenkameraden auf den Marienplatz zum «Judenspuken» beordert.

Der damalige Kreisleiter Hans Hausböck gab nach dem Kriege bei einer Vernehmung an, er habe bei der Rückkehr von Alice Strauss bei Dr. Goebbels angerufen, auf ihren berühmten Schwiegervater hingewiesen und weitere Entscheidungen ihm überlassen.

Da dem Reichspropagandaminister Joseph Goebbels auch die Reichsmusikkammer unterstand, ist eine direkte Einflussnahme durchaus wahrscheinlich. Auf alle Fälle musste sich nach den Vorfällen der Landrat bei der Familie Strauss entschuldigen.

Die Gefahr für die Familie war dennoch spürbar und ihre Situation trotz aller Warnungen und Privilegien heikel. Noch 1938 siedelten sie geschlossen nach Wien über und begaben sich unter den Schutz des damaligen Gauleiters von Wien und Reichsjugendführers Baldur von Schirach. Schirach wurde am 9. Mai 1907 in Berlin geboren. 1925 trifft er mit gerade mal 17 Jahren erstmalig auf Adolf Hitler und entwickelt sich schnell zu einem glühenden Verehrer dieses Mannes. Bereits ein Jahr später nutzte Schirach seine erlangte Volljährigkeit, um sofort der NSDAP beizutreten. Seine politische Karriere war dann auch schnell von Erfolg gekrönt: 1928 wurde er Führer des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, 1931 ernannte man ihn zum Reichsjugendführer der NSDAP und 1933 schliesslich zum Jugendführer des Deutschen Reiches. Von Schirach war auch verantwortlich dafür, dass 1936 der Beitritt zur Hitlerjugend zur Pflicht erklärt wurde. Dies erliess er Kraft seines Amtes als Staatssekretär.

Seine Begeisterung für das NS-Regime drückte von Schirach auch in dem Text des Liedes «Vorwärts! Vorwärts! Schmettern die hellen Fanfaren» aus, den er selbst verfasste. Das Lied wurde in der HJ gesungen. Nach dem Krieg wurde er bei den Nürnberger Prozessen zu 20 Jahren Haft verurteilt. Während dieser verfasste er seine Memoiren (Titel: «Ich glaubte an Hitler»), in denen er beteuert, vom Massenmord an der jüdischen Bevölkerung nichts gewusst zu haben.

Baldur von Schirachs Vater, der Rittmeister und grossherzoglich sächsische Kammerherr Karl Baily Norris von Schirach war bis 1918 Intendant des Nationaltheaters Weimar gewesen und hatte eine amerikanische Ehefrau mit dem recht unvölkischen Namen Emma Lynah Tillou Bailey Middleton. Er war mit Richard Strauss befreundet. So hatte Baldur von Schirach eine aufgeklärte Weltläufigkeit und ein Faible für die Kunst in die Wiege gelegt bekommen und hielt zusammen mit seinem Adjutanten Walter Thoma in den Kriegsjahren seine schützende Hand über die Straussfamilie und auch mehrere weitere jüdischstämmige Künstler.

10. NICHT IMMER IST RICHTIG, WAS MAN MIT DEN AUGEN SIEHT...

Es ist erstaunlich, dass nicht nur Alice Strauss, sondern auch andere jüdisch- stämmige Frauen bis zum Ende des Terror-Regimes unbehelligt bleiben konnten. Sie hatten nicht einmal einen schwarzen «Judenreiter» auf ihrer Meldekarte, denn ihre jüdische Abstammung war den Behörden gar nicht bekannt. So stand Frau Mattheis aus Garmisch bis Kriegsende hinter der Ladentheke, ohne ihrer Abstammung wegen belästigt oder gar in ein KZ gebracht zu werden.

Inge Scheidgen entstammte ebenfalls einer jüdischen Familie und wurde von ihrer Mutter aus Sorge in die Obhut der Kammerzofe der Familie gegeben. Der Elektriker Otto Scheidgen ehelichte diese und adoptierte die junge Inge. So blieb die jüdische Abstammung des Mädchens unbekannt und ihr am 10. Nov. 1938 eine Ausweisung erspart. Doch nicht nur das: Es ist kaum zu glauben, aber Inge Scheidgen war BDM-Führerin. Die führende Rolle im nationalsozialistischen Bund Deutscher Mädchen fiel ihr allerdings nicht schwer, denn sie ähnelte in keinster Weise dem Bild, das man sich von einer Jüdin machte, sondern entsprach ganz und gar dem blond-blauäugig-nordischen Idealbild der Nazi-Rassenlehre.

Niemand vermutete eine Jüdin hinter der so adretten Erscheinung von Inge Scheidgen. Die junge Frau besuchte zusammen mit Katharina Oswald und Gabriele Clausing die Hotelfachschule und hielt den Direktor der Schule zum Narren. Dieser war ein äusserst unangenehmer Judenhetzer. Die jungen Frauen sassen während des Unterrichts in der ersten Bankreihe, als sich der Direktor darauf abstützt und verkündet, jeden Juden auf 100m Entfernung sofort zu erkennen. Er könne diese Menschen riechen. Dabei befand er sich etwa einen halben Meter von Inge Scheidgen entfernt, die sich ihren Teil zu dieser Aussage dachte.

Dem Gauleiter von Thüringen, Fritz Sauckel, untersteht als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz die Deportation von Zwangsarbeitern nach Deutschland. Während seiner Amtszeit bis 1943 erhöht er die Anzahl der Zwangsarbeiter im Deutschen Reich auf 3,2 Millionen. Insgesamt beläuft sich die Anzahl der Arbeiter im Deutschen Reich und in den von deutschen Truppen besetzten Gebieten bis Ende des Krieges auf rund elf Millionen. Sie werden oftmals demütigend behandelt, schlecht ernährt und erhielten selten Lohn. Untergebracht sind die meisten von ihnen in Baracken oder sogenannten Stammlagern, die nicht selten mit Stacheldraht umzäunt sind. Die hygienischen Gegebenheiten sind nicht selten katastrophal. Da Zwangsarbeiter keinen Arbeitsschutz genießen, sind sie den Bedingungen gnadenlos ausgeliefert. So dürfen die Arbeiter bei Bombenalarm offiziell keine Schutzbunker aufsuchen und werden bei Zuwiderhandlung von Anordnungen ihrer Herren in sogenannte Arbeitserziehungslager eingewiesen, die einem KZ gleichen. Eine Vielzahl der ausländischen Arbeiter stammt aus europäischen Besatzungszonen der Wehrmacht, darunter vorrangig Arbeiter aus Polen und der Sowjetunion. 1946 wird Sauckel bei den Nürnberger Prozessen für seine leitende Funktion im Rahmen der Zwangsarbeit hingerichtet.

11. DURCH FEIGE MÖRDER- HAND...

...liessen ihr junges Leben am 15. Juni 1942

*Magdalena Jais *25.2.1919*

*Martin Jais * 1.1.1936*

Regionale und überregionale Zeitungen berichteten damals über das schlimme Ereignis:

Mord durch einen Kriegsgefangenen – Der Täter ist flüchtig: «Am Montag, den 15. Juni gegen 10 Uhr vormittags wurde die 23 Jahre alte Bauerstochter Magdalena Jais von Schwaigen bei Eschenlohe etwa 300 Meter vom Anwesen ihres Bruders (Fischerbauer) entfernt in einer Wiese tot aufgefunden. Das Mädchen hatte zahlreiche Stiche am Rücken, an beiden Armen, am Hals und im Gesicht. Es liegt offensichtlich ein Lustmord vor. In unmittelbarer Nähe der Ermordeten wurde der sechsjährige Sohn Martin des Bauern Jais mit acht Messerstichen schwer verletzt aufgefunden. Das Kind ist inzwischen infolge der schweren Verletzungen gestorben.

Als Täter kommt in Betracht der serbische Kriegsgefangene Borislaw Stamenkovic, geboren am 20. Juli 1916 zu Nis, welcher seit Februar dieses Jahres auf dem Anwesen des Bruders der Ermordeten als landwirtschaftlicher Arbeiter eingesetzt war.

Der Mörder lockte sein Opfer unter einem bestimmten Vorwand auf die Wiese. Der sechsjährige Knabe begleitete dabei das Mädchen. Stamenkovic ist mit einem Damenfahrrad in Richtung Garmisch-Partenkirchen geflohen. Er ist 183 Zentimeter gross, schlank, hat schwarze, nach rückwärtsgekämmte Haare, braune Augen und trägt einen alten, abgetragenen, dunklen, zweireihigen Rock, eine gelb-

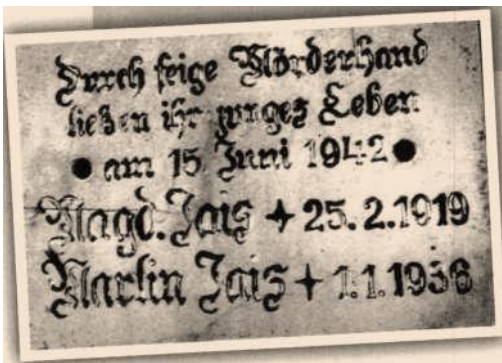
braune, stark geflickte Manchesterhose, Gummistiefel und einen alten, graugrünen Hut mit solchem Rand, ausserdem einen alten, abgeschossenen Rucksack.

Täter spricht verständlich deutsch. Das zur Flucht benutzte Damenfahrrad ist Marke ‚Präciosa‘. Die Radglocke trägt die Aufschrift ‚Wilhelm Hager, Saulgrub‘. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sich der Mörder wegen des starken Regens noch im Kreis Garmisch-Partenkirchen verborgen hält.

Die Bevölkerung wird aufgefordert, sachdienliche Wahrnehmungen der nächsten Gendarmerie- oder Polizeidienststelle mitzuteilen.

Kriminalpolizeileitstelle München,

1. Kommissariat, Telefon....



Mahntafel in
Schwaigen,
Ortsteil Plaicken

Bald darauf erfuhren die Zeitungsleser nähere Einzelheiten:

« ... (der Kriegsgefangene) hatte den Auftrag, in der Nähe des Hofes Gräben auszuheben. Er kehrte nach einiger Zeit von dieser Arbeit in den Hof zurück und berichtete dort der ledigen Schwester des Bauern, der Habicht habe etwa 300 Meter vom Hof entfernt einige Hühner geschlagen, man müsse einmal nachsehen.

Das 23 Jahre alte Mädchen ging mit dem Kriegsgefangenen und ihrem sechsjährigen Neffen Martin hinaus. Nach einiger Zeit ging der Serbe allein auf den Hof zurück und entfernte sich von dort mit einem Fahrrad. Das fiel auf, da das

Mädchen nicht mit zurückgekommen war, und man machte sich auf die Suche. Man fand es in bestialischer Weise ermordet in der nahen Kiesgrube. Etwa 13 Meter davon entfernt stiess man auf den sechsjährigen Buben, der mit acht Stichen im Rücken schwerverletzt ins Krankenhaus Murnau geschafft wurde, wo er inzwischen gestorben ist. Die Spuren des Täters weisen nach Garmisch-Partenkirchen, konnten jedoch bisher nicht weiter verfolgt werden....»

Der Mann hatte sich in die junge Leni Jais verliebt. Oft hatte er geäussert: «Ich mal Leni heiraten!» Mit diesen Lebensplänen stiess er jedoch auf Ablehnung. Infolge der Zeitumstände und der Tatsache, dass Leni als Tochter eines Grossbauern niemals einen Kriegsgefangenen heiraten konnte, wurde seine Zuneigung nicht in dem Masse erwidert, wie er es sich vorstellte. Die verschmähte Liebe wandelte sich in tödlichen Hass. Noch am Morgen des regnerischen Tages richtete sich seine Mordlust aber wahrscheinlich auf jemand anderen als die späteren Opfer. Vielleicht war Lenis Vater das ungebührliche Benehmen seines Arbeiters aufgefallen und er hatte ihn zurechtgewiesen, jedenfalls wollte Borislav unbedingt mit dem Bauern zum Holzarbeiten in den Wald gehen, drängte ihn geradezu. Doch es regnete stark und Jakob Jais zog es vor, bei diesem Wetter lieber mit seiner Frau zum Namenstag des Schwagers Müller nach Wildshofen bei Weilheim zu fahren. So beauftragte er seinen serbischen Knecht mit einer anderen Arbeit. Dieser Entschluss rettete ihm möglicherweise auf Kosten seiner zwei Kinder das Leben. Borislavs Hass dürfte sich erst damit auf die eigentliche Ursache konzentriert haben – das Mädchen, das er liebte.

Kaum waren die Eltern fort, kam der Arbeiter aufgeregter ins Haus gelaufen und erzählte von dem Habicht, der die Hühner gerissen habe. Leni folgte ihm gutgläubig, und auch – wohl gegen den Willen des Serben – deren sechsjähriger Neffe Martin. Auch das erst seit sechs Wochen auf dem Anwesen arbeitende 14-jährige Mädchen Theresia wollte erst mitgehen, doch die kranke, 70-jährige Mutter des Bauern und seiner Schwester

Leni bat sie, doch bei ihr im Haus zu bleiben – sie rettete ihr damit möglicherweise das Leben.

Der Zwangsarbeiter führte die beiden über die Viehweide, etwa 300 m abwärts bis zu einer Stelle hinter einer Geländekante, die vom Haus nicht mehr einzusehen war. Dort zückte er sein Messer und machte sich in seiner blinden Wut über das Mädchen her. Der kleine Bruder musste das grauenhafte Geschehen mit ansehen, wollte davonlaufen, doch Borislaw holte ihn nach wenigen Metern ein und stach ihm das lange Messer achtmal in den Rücken, um den einzigen Tatzeugen zu beseitigen.

Nach der furchtbaren Tat kehrte der Mörder ins Haus zurück, ging in seine Kammer, packte den Rucksack, ging dann zur Hütte, wo er sich ein Fahrrad aussuchte und sämtliche Reifen der anderen Räder zerstach, damit ihm niemand folgen konnte. Dann fuhr er fort.

Das junge Mädchen sah durch das Fenster, wie der Mann bei starkem Regen mit dem Rad den Hof verliess. Dies war ihm als Zwangsarbeiter eigentlich untersagt; Theresia wurde misstrauisch, lief zu den benachbarten Bauernhöfen und machte sich mit den zusammengerufenen Leuten auf die Suche. Die schlimmen Ahnungen bestätigten sich bei der Rückkehr. Während für das Mädchen jede Hilfe zu spät kam, gab das Kind noch Lebenszeichen von sich. Sofort brachte man den Jungen ins Krankenhaus, er lebte



*Die ermordeten Leni
und Martin Jais*

noch zwei weitere Tage. Man gab ihm – so erzählte man – noch Tee zu trinken, und die Flüssigkeit entwich durch die Stichwunden. Sein Lebenswille war aber noch so stark, dass er der Polizei nähere Angaben zum Mord machen und den Täter benennen konnte.

Die Mordtat verbreitete sich wie ein Lauffeuer, überall im Umkreis wurde nach dem Täter gesucht. Der Mörder aber war auf dem gestohlenen Rad im strömenden Regen bis auf die Reichsautobahn bei Rosenheim gekommen, wo man ihn aufgrund der Fahndungsmeldungen erkannte und schnappte.

Borislav Stamenkovic wurde schliesslich zum Tode durch den Strang verurteilt.

Als die Gefahr von Luftangriffen auf deutsche Städte im Laufe des Krieges immer grösser wird, entschliesst sich die Staatsführung die bereits vor dem Krieg bestehende, bis dahin aber vor allem der Erholung dienende «Kinderlandverschickung» auszuweiten und möglichst viele Mädchen und Jungen aus den gefährdeten Grossstädten ins vermeintlich sichere Hinterland zu evakuieren.

Für die Eltern ist die Entscheidung, ihr Kind der Kinderlandverschickung zu übergeben, jedoch ein zweischneidiges Schwert. Neben den emotionalen Bindungen, die unter dieser langen Trennung leiden, befürchten viele dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstehende Eltern, aus der Ferne den Einfluss auf ihre Kinder zu verlieren und so einer dogmatischen Indoktrination Tür und Tor zu öffnen. Aus diesem Grund versuchen zahlreiche Eltern zunächst, ihre Kinder bei Verwandten in ländlichen Regionen unterzubringen.

Ein Beispiel hierfür ist die Mutter von Eva-Maria Boys, die ihre Tochter erst einmal zu Verwandten nach Anklam schickt, allerdings schon bald feststellen muss, dass auch Vorpommern nicht wirklich sicher ist.

12. KINDERLAND- VERSCHICKUNGS-ODYSSEE NACH KRÜN

(nach Eva Fischer)

Alles andere als unbeschwert verlief die Jugend von Eva-Maria Boys. Geboren und aufgewachsen in einer hugenottischen Familie im Berliner Bezirk Südwest/Kreuzberg wurde das Familienglück immer wieder durch die mehrfachen Verhaftungen ihres Vaters Johannes gestört, eines evangelischen Pfarrers und «bekennenden Christen», der seine Abneigung gegen den Nationalsozialismus bei den Sonntagspredigten oftmals nicht verhehlen konnte. Lediglich einem Freund aus der Studienzeit, der inzwischen



Eva Fischer, geborene Boys, 2005

zum Staatsanwalt mit goldenem Parteiabzeichen aufgestiegen war, hatte es Johannes Boys, der als Offizier im 1. Weltkrieg gekämpft hatte, zu verdanken, dass er immer wieder aus der Haft entlassen wurde.

Die Mutter weigerte sich anfangs noch, ihre christlich erzogenen Töchter der Kinderlandverschickung anzuvertrauen, und brachte Eva daher zunächst in Anklam bei Verwandten unter, um sie sowohl vor den Bomben der Alliierten als auch vor der Ideologie der Nazis zu bewahren.

Dies änderte sich jedoch an einem Markttag im Oktober 1943. Eva war mit ihrer Cousine gerade auf dem Weg zum Markt, als die Mädchen sich wunderten, warum die Bomber an diesem Tag so tief flogen. Sie blickten in die Höhe und sahen, wie sich die Klappen öffneten und Bomben niederregnen liessen. Sofort rannten sie ins nächste Haus und stellten sich im Inneren unter einen Türstock.

Draussen tobte für ein paar Minuten das Chaos, dann war es wieder ruhig. Als die zwei Mädchen ins Freie traten, lag die halbe Stadt in Trümmern. Eine Luftmine hatte den Wochenmarkt exakt getroffen und viele der Bauern und Passanten lagen tot auf dem Marktplatz.

Noch in derselben Nacht kam die Mutter mit der fünf Jahre jüngeren Schwester nach Anklam und holte Eva heim. Doch in der mit jedem Angriff deutlicher zerbombten Reichshauptstadt wurde das Leben für die Kinder mit jedem Tag riskanter, sodass Evas Mutter Hilde der Kinderlandverschickung schweren Herzens zustimmen musste.

Zusammen mit zwei Schulkameradinnen setzte sie Eva in den Zug nach Srutsch an der Sasau (dem heutigen Zru nad Sázarou) in Böhmen. Die Befürchtungen der Mutter erfüllten sich dabei glücklicherweise nicht. Die Lehrer der insgesamt 450 Berliner Schülerinnen waren überwiegend keine Nazis und wagten bei den Fahnenappellen, welche inzwischen die Morgenandachten ersetzt hatten, beim Horst-Wessel-Lied sogar die Hand zu senken.

Im Mai 1944 verfrachtete man Eva zusammen mit etwa 150 Mitschülerinnen des Luther-Lyzeums und den Lehrern nach Schüttenhofen/Susice an der Ottawa in der Nähe von Pilsen und brachte sie dort in einem Hotel unter. Auch hier gefiel es ihr prächtig. Im schönen Sommer 1944 unternahm man Wanderungen und als auch noch die Jungen des Askanischen Gymnasiums Berlin hinzukamen und für frischen Wind sorgten, erschien der inzwischen 16-jährigen der Aufenthalt in der Ferne zusammen mit so vielen Gleichaltrigen als grosses, aufregendes Abenteuer, wenn auch die Sorge um die den ständigen Bombenangriffen ausgesetzten Eltern stets im Hinterkopf blieb.

Tschechen und Deutsche teilten sich nicht nur die Schule. Es gab keine Ressentiments und die Lehrer pflegten beste Kontakte zu den Einheimischen. Als die Front und mit ihr die Rote Armee Ende April bedrohlich nahten, wurde den Berliner Schülern ein



Das letzte KLV-Foto von Eva Boys

von getrockneten Rüben und Würfelzucker auf den Weg ins Ungewisse machen konnte. Die Tschechen standen dabei mit Tränen in den Augen an der Strasse und winkten zum Abschied.

Zug mit entsprechenden Waggonen zugesagt, der sie in den sicheren Westen bringen sollte. Der Zug kam allerdings nicht. Schliesslich nahm Oberstudiendirektor Dorner, der schon zuvor trotz seiner Parteizugehörigkeit stets beide Augen zugeknipst hatte, das Heft in die Hand und befahl den «Ausbruch». Den zuvor gepflegten guten Beziehungen zu den Tschechen war es nun zu verdanken, dass sich die Kinderschar mit unzähligen Leiterwagen ausgerüstet und mit ausreichend Verpflegung in Form

von getrockneten Rüben und Würfelzucker auf den Weg ins Ungewisse machen konnte. Die Tschechen standen dabei mit Tränen in den Augen an der Strasse und winkten zum Abschied.

Je acht Kinder teilten sich einen Leiterwagen mit den wenigen Habseligkeiten und zogen ihn abwechselnd. Wann immer Tiefflieger auftauchten, rannten sie links und rechts von der Strasse ins Gelände und warfen sich flach auf den Boden, doch nicht einmal wurde die kilometerlange Kolonne unter Beschuss genommen. Die Tiefflieger, die sonst auf alles schossen, was deutsch aussah und sich bewegte, erkannten wohl, dass es sich lediglich um Kinder handelte. Trotz dieser ständigen Unterbrechungen schaffte der Kinderzug etwa 20 km pro Tag. Genächtigt wurde in Turnhallen und Häusern auf dem blanken Boden und nur einmal täglich gab es eine heisse Wassersuppe. Als endlich die bayerische Grenze erreicht war, liess Dorner in jedem Dorf, das sie passierten, je nach seiner Grösse und Aufnahmefähigkeit einen Teil der Schüler mitsamt ihren jeweiligen Lehrern zurück. Eva fand ihre nächste Bleibe in Grattersdorf bei Deggendorf. Hier verliess Dorner, dessen Energie und Willenskraft es zu verdanken war, dass die Kinder heil aus Tschechien herausgekommen waren, die Kinderschar, um sich um seine Entnazifizierung zu kümmern.

Endlich war der Tag des Einmarsches gekommen. Als die Besatzer auf die Kinder stiessen, schlug die Stunde der Englischlehrerin, die von den Mädchen aufgrund ihrer Noblesse nur «englische Miss» genannt wurde.

Sie hatte die Flucht mit weissem Stehkragen und Plisseebluse hinter sich gebracht und verhandelte nun mit den GIs. Vorsichtshalber setzten die Mädchen jedoch ihre Kopftücher auf und versuchten, so reizlos wie nur möglich zu erscheinen. Als die Amerikaner schliesslich die Turnhalle betraten, rückten sie den verschüchterten Mädchen allerdings nicht gleich auf den Leib, sondern brachten frisches Brot und andere Lebensmittel, wofür sie später aber ein gewisses Entgegenkommen erwarteten. Als sie letztlich jedoch bescheiden anfragten, ob nicht einige der Mädchen zu einer amerikanischen Tanzveranstaltung kommen wollten, begann die «englische Miss» wild mit den Armen zu fuchteln und vergraulte sie mit dem Hinweis: «They are only children!»

Schon Ende Mai musste sich Eva Boys auf den Weg zur nächsten Station ihrer Odyssee machen und mit ihren Mitschülern und den Lehrern wieder einmal einen Ort verlassen, an dem sie gerade erst Wurzeln geschlagen hatte. Diesmal ging die Reise nach Roggersing, wo Eva in einem Gasthaus untergebracht wurde. Auf dem malerisch auf einer Anhöhe gelegenen «Bremerhof» unterstützte sie mit ihrer Freundin die alleinstehende Mutter von vier Kindern. Bei der täglich anfallenden Arbeit lernte sie per Hand zu melken, sammelte Laubstreu und kümmerte sich um die Hühner und die Wäsche. Inzwischen war es August geworden und endlich bekam Eva eine Nachricht von Zuhause. Durchziehenden Soldaten hatten die Mädchen immer wieder Briefe mitgegeben und ein paar dieser Botschaften hatten Berlin anscheinend auch erreicht, sodass sich dort schnell herumsprach, wo die vielen Kinder in den Kriegsendwirren abgeblieben waren. Einzelne Mütter und Väter schlugen sich nun durch die sowjetische Zone und holten ihre Töchter nach Hause. Bei Eva war dies allerdings nicht möglich, da sich der Vater bis Kriegsende in der Haft der Nazis und anschliessend in einem Krankenhaus befand. Sie musste daher zunächst leider bleiben, wo sie war.

Ende August ging es nach Krün im Werdenfelser Land. Im Dezember 1945 kam der Vater eines anderen Mädchens nach Krün und nahm Eva gleich mit zurück nach Berlin. Bis Kronach ging es mit dem Zug, dann mit 50 Reichsmark Kopfgeld für den sowjetischen Posten schwarz über die Zonengrenze und zu Fuss weiter bis zum nächsten Bahn-

hof. Als Eva schliesslich in Berlin am Anhalter Bahnhof aus dem Zug stieg, wusste sie zunächst nicht, wo sie war. Das zuvor überwiegend von wohlhabenden Juden bewohnte Viertel mit seinen schönen Häusern war unter den Nazis zum Regierungsviertel avanciert und von feindlichen Bomberpiloten entsprechend anvisiert worden.

Das Haus, in dem die Familie Boys noch immer wohnte, stand zwar noch, doch in der 6^{ten} Zimmer-Wohnung fand sie neben ihrer Mutter und der kleinen Schwester Maria ein Dutzend wildfremde Menschen vor. Noch hinzu kam ihre an offener Tuberkulose leidende Tante. Vater Boys befand sich im Sanatorium.

Nachdem sie von ihrer dreijährigen Irrfahrt endlich wieder heimgekehrt war, erhielt Eva jedoch keine Aufenthaltsgenehmigung und damit auch keine Lebensmittelkarte, weil sie zum Stichtag bei den amerikanischen Behörden noch nicht gemeldet war. Zu essen brauchte sie aber natürlich trotzdem etwas, doch ein Brot kostete auf dem damaligen Schwarzmarkt 150 RM. Schliesslich erinnerte man sich der in Spandau und damit in der britischen Zone lebenden Tante. Eva meldete sich dort an und kam doch noch in den Genuss der lebenswichtigen Lebensmittelkarte.

In diesem ereignisreichen Jahr 1945 feierte Eva mit ihrer Mutter und ihrer Schwester gleich zweimal Weihnachten, weil sich die kranke Tante dies unbedingt wünschte und sicher war, den 24. Dezember nicht mehr zu erleben. So wurde schon Wochen vor dem eigentlichen Fest ein Bäumchen beschafft, die Weihnachtsgeschichte gelesen und dem berühmten Tenor Richard Tauber gelauscht. Als die Tante gleich nach dem echten Heiligen Abend verstarb, lag sie drei Tage lang auf dem Esstisch aufgebahrt, da weder ein Sarg noch ein Bestattungsunternehmen aufzutreiben war. Aus einem Kleiderschrank entstand schliesslich der notwendige Sarg und die Tante konnte abgeholt werden. ...

8. SEPTEMBER 1955

Der deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer fliegt einer Einladung folgend zu einem Staatsbesuch nach Moskau. Tausende deutsche Soldaten befinden sich in der Sowjet-

union zu diesem Zeitpunkt immer noch in Kriegsgefangenschaft. Obwohl die Entlassung der Inhaftier' ten nicht offiziell als Verhandlungspunkt während des Besuchs erwähnt wird, erklärt Adenauer diesen Aspekt bereits vor seiner Abreise als sein Hauptziel.

12. SEPTEMBER 1955

Konrad Adenauer und der Marschall der Sowjetunion, Nikolai Bulganin, treffen ein Übereinkommen bezüglich der Kriegsgefangenen und der Aufnahme diplomatischer Beziehungen.

7. OKTOBER 1955

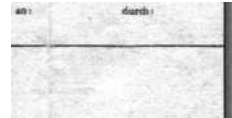
«Rückkehr der Zehntausend». Die ersten 600 Inhaftierten erreichen als Heimkehrer Friedland. In den nächsten Tagen folgen die restlichen Freigelassenen in Friedland und Herleshausen.

100 Telegramm

Aulgeaoimijeti
Tagt Monat: labr> Zafts



ÜbermiHeH
Tagt Zak<



.....⁴ 2, «
.....
.....
.....

Ft# iU&Jageo

y I. MW. »

Heimkehrertelegramm

13. PROPAGANDA UND LAGERELEND

(nach Heiner Bauer)

Der aus Kronach stammende Heiner Bauer verbrachte und überstand von April 1944 bis zu seiner Rückkehr am 9. Oktober 1955 mehr als elf Jahre russische Gefängnisse, Gefangenen- und Straflager. 40 Jahre später, nach der Auflösung der Sowjetunion und Öffnung der Archive kam er in den Besitz seiner bei den sowjetischen Behörden geführten Personalpapiere und Gerichtsakten aus den Archiven in Moskau. Er schrieb daraufhin seine Erinnerungen nieder.

Im Kriegsgefangenenbezirk der NKWD Nr. 7100 in der Stadt Saporoshe/ Ukraine:

Als einundzwanzigjähriger Leutnant und Kompanieführer der 8. Kompanie im Gebirgsjägerregiment 138 der 3. Gebirgsdivision war ich am 3. April 1944 im Verlauf der Absetzbewegungen vom Brückenkopf Nikopol am Dnjepr, ca. 50 km nördlich von Odessa, mit meinem Kompanietrupp gefangengenommen worden. Schon bald danach, noch in den Kriegsmonaten, waren von den elf Kompaniekameraden die meisten an Dystrophie, d.h. an Hunger und körperlicher Auszehrung, aber auch an den Folgen von Krankheiten und Epidemien wie Typhus und Fleckfieber, die nicht nur in den Auffanglagern hinter der Front, sondern auch im Lager selbst grassierten, verstorben. Meine Kameraden waren alle bei ihrer Gefangennahme kerngesund und in bester körperlicher Verfassung gewesen, aber im NKWD-Lager 7100/1, in Starj Saproshе, hatten sie wenig Überlebenschancen gehabt. Unterernährung zusammen mit schweren Arbeiten auf den Baustellen der Stadt hatten bald zum körperlichen Zusammenbruch geführt. (...)

Vor diesem Schicksal hat mich mein Dienstgrad bewahrt. Wir Offiziere in diesem Arbeitslager, sieben junge Leutnante, zwei Truppenärzte, zwei Sonderführer und ein Stabszahlmeister, mussten in den Kriegsmonaten nicht arbeiten. Wir wohnten auf einer eigenen Stube in einer Mannschaftsbaracke und erhielten zusätzlich zu der Normalverpflegung aller Lagerinsassen, die aus zweimal täglich je einem halben Liter Wassersuppe und 600gr Klitschbrot bestand, eine sogenannte Offiziersverpflegung. (...)

Die Not und das elende Sterben, das ich täglich erleben musste und sah, hatten mich geprägt. Es war vor allem deshalb unerträglich gewesen, weil man einfach nicht helfen konnte, wie sie, meine Kompaniekameraden, mit denen ich durch gemeinsamen Fronteinsatz eng verbunden war, dahinstarben und in Massengräbern verscharrt wurden, denn die hohe Sterblichkeitsrate – an manchen Tagen bis zu 20 Kameraden – liess nur ein solches Beerdigungsverfahren zu. Vor allem durch diese Erlebnisse bedingt hatte sich in mir ein Hass aufgestaut, den ich nicht verbergen konnte, aber auch nicht wollte. Zwangsläufig blieb meine Einstellung den Organen des sowjetischen Innenministeriums, dem unser Lager (übergeordneten) NKDW, nicht verborgen. Dazu war das Netz an «Spitzeln» im Lager schon bald dicht geknüpft und es gab bedauerlicherweise genug solche «Haderlumpen» im Lager, die für einen Suppennachschlag oder ein Stück Brot ihre Kameraden verrieten. Ich gehörte jedenfalls zu den schwarzen Schafen des Lagers, den «Erzfaschisten» wie sie uns beschimpften. Infolgedessen verblieb ich von Anfang meines Arbeitseinsatzes an stets in Straf bzw. Regime brigaden, die schwerere Arbeiten verrichten mussten und besonders streng bewacht wurden. (...)

Im November 1948 befindet er sich im MWD-Lager 7100/3 in Nowo Saporoshe:

Als unsere Kolonne eines Abends von der Arbeit in einem Zementwerk in der Stadt Nowo Saporoshe zurückkehrte, hatte sich während des Tages das «Antifa aktiv in

unserer Stube betätigt. Diese Lagereinrichtung setzte sich personell aus ehemaligen Kommunisten, Anpassern und sonstigen Postenjägern der übelsten Sorte zusammen und war in allen sowjetischen Kriegsgefangenenlagern die Schaltstelle zwischen dem MWD und dem Lager. (...) Von ihr aus gingen eben auch die Informationen und Meldungen an die russische politische Leitung über die Zustände im Lager, über Kriegsgefangene, die nicht der Norm entsprachen und anders dachten als gewünscht. (...)

Die Antifaaktivs hatten übrigens die während des Krieges geschaffenen Organisationen «Das Freie Deutschland» und den «Bund der Deutschen Offiziere» abgelöst, die beide im Sommer 1943, nur einige Monate nach der Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad, im Auftrag der sowjetischen Regierung aufgebaut worden war. Ihre Helfer dabei waren in die Sowjetunion emigrierte Deutsche, wie zum Beispiel Ulbricht, Pieck und Grothwohl – sie waren später auch die Gründerväter der «Deutschen Demokratischen Republik» – und deutsche Kriegsgefangene. Die Sowjets hatten einerseits mit dieser Massnahme beabsichtigt, eine stärkere Einflussnahme auf die deutschen Soldaten an der Front durch Flugblattaktionen und Aufrufen zum Überlaufen, sowie durch Verbreitung der Kriegsgefangenenzeitung «Freies Deutschland» zu erreichen. Andererseits sollten aber auch ihre Vertreter als Vermittler des kommunistischen Gedankenguts in den Kriegsgefangenenlagern wirken. Nachdem der erste Auftrag nun durch das Kriegsende hinfällig geworden war, lösten eigentlich folgerichtig die Sowjets beide Organisationen wieder auf und ab diesem Zeitpunkt wurden die meisten ihrer Anhänger – nach Lenins Bezeichnung für solche Leute auch von uns «nützliche Ldioten» genannt – nicht mehr gebraucht und die Sowjets liessen sie wie heisse Kartoffeln fallen.

Sie entsprachen ja auch mehrheitlich nicht dem kommunistischen Ldeal, sondern tendierten wohl eher zum bürgerlichen Lager. (...) Aber in unserem Lager Nr. 1 verhielten sich die Männer vom «Freien Deutschland» in den Jahren

1944/45 genau so übel wie später ihre Nachfolger vom «Antifaaktiv». Sie waren Söldlinge der Sowjets gewesen, von uns nur als «Kaschisten» bezeichnet, d.h. Breifresser vom russischen Wort Kascha (Brei) herrührend, die auf Kosten der Lagergemeinschaft wie Schmarotzer lebten, denn sie wurden von der russischen Lagerleitung bevorzugt behandelt. Natürlich zu Lasten der Allgemeinheit, da sie durch Sonderverpflegung aus der normalen Zuteilung für ihre geleisteten schmutzigen Dienste belohnt wurden.

Alpen statt Stalin

Zurück zum Wirken der Lagerantifaaktives in Bauers Stube: Sie «hatten ein mir gehörendes Alpenbild, das ich irgendwann einmal aufgetrieben, durch alle Filzungen gebracht und den Besitz öfters mit Zähnen und Klauen verteidigt hatte, abgehängt und an die gleiche Stelle ein Stalinbild hinplatziert. Dazu eine Losung, d.h. ein rotes Band mit der Aufschrift «Es lebe die Sowjetunion» in die Stubenecke gehängt. (...) Das farbige Stalinbild war eingerahmt und verglast. Dargestellt war darauf der Diktator Stalin, wie er, auf einem Schlitten stehend, die Parade einer roten Kosakenschwadron abnahm. Stalin selbst befand sich damals nach dem gewonnenen Krieg auf dem absoluten Höhepunkt seiner Macht. Ständig schallte sein Name aus dem öffentlichen Lautsprecher am Lagertor, der Tag und Nacht in Betrieb war. Überall im Lager hingen die roten Losungen mit seinem Namen und den Lobpreisungen auf ihn, diesem «Grössten, den die Menschheit je hervorgebracht hat». Und wenn irgendwo auf einer Versammlung sein Name ertönte, brachen alle Teilnehmer in Jubel aus. (...)

Als ich dann von Stubenkameraden hörte, die an der Festversammlung am 28. November 1948 teilgenommen hatten, dass dabei die russische Politinstruktorin unseres Lagers bei ihrer Festrede mitgeteilt hatte, unsere für das Ende des Jahres 1948 fest ver-

sprochene und zugesagte Heimkehr sei erneut verschoben worden, platzte mir der Kragen. (...) Ohne das abgenommene Bild zu beschädigen nahm ich es weg legte es in eine danebenstehende Geschirrkiste und hing mein Alpenbild wieder an seinen alten Platz. Einige Zeit später trug es Lutz Groth, ein Stubenkamerad, hinaus auf den Flur und da bei uns nur Regimeleute wohnten, wurde es entsprechend «behandelt». So mancher Fusstritt hatte das Bild des verhassten «Grossen Führers» getroffen. (...) Das Bild stand dann neben der Tür zum Antifazimmer, wo es bald beschädigt entdeckt und dieses Vergehen natürlich sofort angezeigt wurde.

Bauer wird zur Rechenschaft gezogen, gilt ab nun endgültig als «schwarzes Schaf», durchläuft die Mühlen des MWD und in den folgenden Jahren zusammen mit vermeintlichen oder wahren Kriegsverbrechern verschiedene Gefängnis- und Lageraufenthalte. Seine Kompaniekameraden werden vernommen und man versucht, ihm Kriegsverbrechen nachweisen zu können. Anti-Sowjethetze, Anstiftung zur Arbeitssabotage, Fluchtpläne, Anstiftung zur Arbeitsniederlegung und deftige Aussprüche über die Sowjetunion wirft man ihm vor und er erfährt, dass ihn ein späterer Bundeswehroffizier belastet. Er unterschreibt das Vernehmungsprotokoll und man schafft ihn in das nächste Lager. Im Januar 1949 steht er vor der berühmten «Troika» des Kriegesgerichtes der Stadt Saporoshe. Dass er bereits vier Jahre Wiedergutmachungsarbeiten geleistet hat, spielt keine Rolle, das «Verbrechen» der Schändung des Stalinbildes allein reicht aus, um ihn entsprechend des «Terrorparagrafen 54 bzw. 58» zu 25 Jahren Arbeits- und Besserungslager zu verurteilen. Bauer hat Glück, dass die Todesstrafe für solche Vergehen erst wieder Anfang 1950 verhängt werden kann, schaut sich nach der Verkündung des Urteils im Gerichtssaal nach einem Fenster um, durch das er kopfüber springen kann, um seinem Leben ein Ende zu setzen. Sie sind aber vergittert.

Sieben schwarze Jahre

Während der folgenden sieben Jahre verfrachtet man ihn von einem Gefängnis und GULAG-Straflager ins nächste. Er arbeitet als Zimmermann, als Bergmann mit «poli-

tischen» und echten Kriminellen zusammen und muss sich mit ihnen arrangieren. Das Weihnachtsfest 1949 verbringt er im stockdunklen, engen und eiskalten Stehkarzer und danach viele Monate in den Kohlegruben von Workuta an der Eismeerküste. An die 100.000 Gefangene, Deutsche, Volksdeutsche, skandinavische Waffen-SS-Angehörige, ukrainische Milizionäre, Kosaken, Kaukasier und Unmengen von Russen, die den Deutschen als «Hiwis» gedient hatten oder lediglich in Gefangenschaft geraten waren, bekommen dort Stalins Rache zu spüren und versorgen Leningrad mit Energie.

Als ihn und seine Kameraden am 5. März 1953 eine Freundesbotschaft erreicht, befindet er sich gerade im Lager 5 in Stalino. Der Namensgeber der Stadt ist gestorben. Mit einer Wodkaflasche in der Hand steigt er auf eine Dachpfette und protestet den Posten zu. In seinen Erinnerungen sagt Bauer:

Aber wie ich mich über den Tod dieses Mannes gefreut habe, ist mit Worten nicht auszudrücken. Für mich war und bleibt er das Sinnbild des Bösen auf Erden, ein Massenmörder, der Abermillionen von Menschen auf seinem Gewissen hat, skrupellos die schlimmsten Verbrechen befahl und das alles angeblich zum Wohle der Menschheit auf Erden.

Anfang September 1955 erfährt er in seinem Lager in Swerdlowsk, dass der deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer in Moskau gewesen war. Es gibt auch bereits Rundfunk in den Zellen, so hört Bauer, dass der damals bereits 80-Jährige auch das Schicksal der letzten deutschen Kriegsgefangenen zur Sprache gebracht hat.

Dann geht alles ganz schnell. Ein MWD-Oberleutnant verliest den 100 deutschen Gefangenen in ihrem Schlafsaal ohne Erklärung die Namen, die mit A,B,W und G beginnen. Aber anstatt ins nächste Lager verfrachtet zu werden, lässt man sie am folgenden Tag aus dem Lagertor in die Freiheit marschieren und nicht wenige brechen in hemmungsloses Weinen aus. Man bringt sie auf Lastwagen zum Zentrallager, erledigt die Formalitäten und richtet den Männern ein schönes Abschiedsbankett mit Silberbesteck

und Kristallgläsern und ein Major wünscht sich, dass die Entlassenen die schweren Stunden der Gefangenschaft bald vergessen und nur die schönen Stunden in Erinnerung behalten mögen.

Am 9. Oktober 1955 kehrt Bauer als «Abiturient mit Lebenserfahrung» in seine Heimatstadt Kronach zurück und ein unbeschreiblicher Empfang erwartet ihn. Tausende von Menschen sind anwesend, um die Heimkehr der letzten deutschen Kriegsgefangenen zu feiern, darunter auch Konrad Adenauer persönlich, dem er in einer Ansprache für die Heimholung dankt.

Fast 20 Jahre später stellt Bauer einen Antrag an die zuständige russische Behörde und wird im Dezember 1994 auf der Grundlage eines vom Präsidenten Jelzin erlassenen Gesetzes als «Opfer einer politischen Repression» rehabilitiert.



Heiner Bauer bei seiner Heimkehr aus russischer Gefangenschaft, November 1955

Der Kuban-Brückenkopf wird nach dem Rückzug der deutschen Truppen aus dem Kaukasus als deutsche Auffangstellung eingerichtet. Mit dieser sollte die Möglichkeit eines erneuten Angriffs auf die Ölquellen des Kaukasus offengehalten werden. Die Stellung wird bis zum Oktober 1943 gehalten. Anschliessend werden die Truppen nach dem Rückzug des Ostheeres auf die Krim evakuiert.

Für die Soldaten der Deutschen Wehrmacht stiftet Adolf Hitler im September 1943 das Kubanschild, ein Kampfabzeichen für deutsche Soldaten, die an den Schlachten des Kubanbrückenkopfes beteiligt sind. Bedingungen für die Verleihung dieses Abzeichens sind die Teilnahme an einer Hauptschlacht, ununterbrochener Kampfeinsatz von mindestens 60 Kampftagen sowie Verwundung. Insgesamt werden 145.000 Armeischilde an deutsche Soldaten ausgegeben.

14. 1'000 SCHÖNE LENINGRADER FRAUEN UND BRÜCKEN IN DIE HEIMAT

Der Garmischer Alois Maderspacher war gerade 18 Jahre alt, als er seine so gern getragene kurze Lederhose gegen die Soldatentracht eintauschen musste. Er hatte seine Front-RAD-Zeit in Russland als Bahnbewachung nach Odessa hinter sich, war als Besatzungssoldat in Frankreich und bei der Hochgebirgsausbildung in den Pyrenäen ge-



*Der junge Alois Maderspacher
als Soldat*

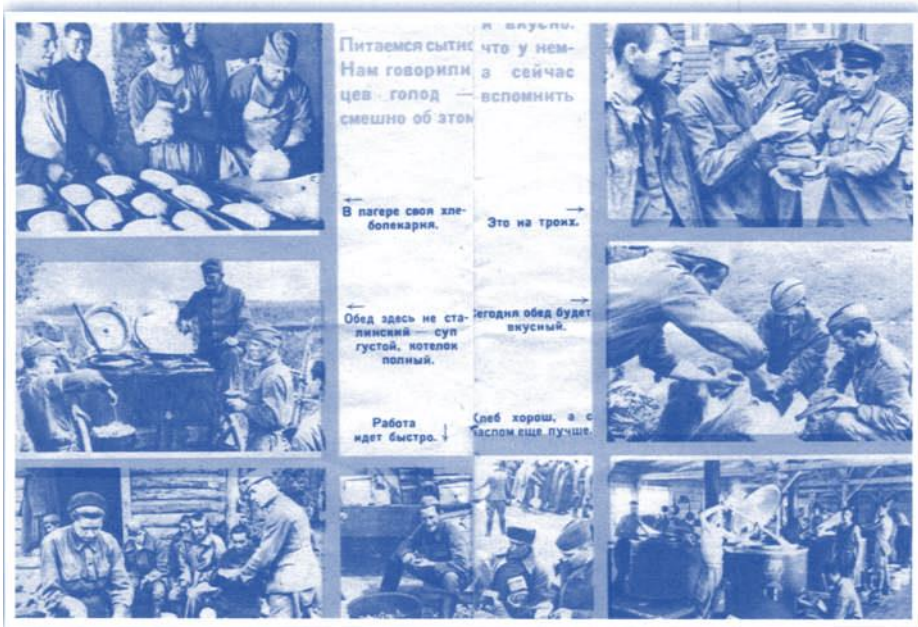
wesen. Stalingrad war bereits gefallen, als er im Spätwinter 1943 am Kuban eintraf. Wie Millionen von deutschen Soldaten an der weit gespannten Ostfront vom Eismeer bis zum Elbrus waren auch seine Kameraden vom Regiment 98 in der 1. GD bereits wieder auf dem Rückzug. Man versuchte verzweifelt, Menschen und Material entlang des Kubanflusses in Richtung der rettenden Krim-Halbinsel zu retten. Der Weg nach Norden, in Richtung Charkow, woher sie gekommen waren, war den Eroberern des Kaukasus bereits abgeschnitten.

Nach dem Übersetzen auf die rettende Krimhalbinsel und dem Weitermarsch in Richtung Norden hatte er mit seiner Einheit einen längeren Aufenthalt im Brückenkopf Cherson, wo die mit 6 km damals angeblich längste Brücke Russlands den Fluss Dnjestr und das angrenzende Sumpfgebiet überspannte. Diese Brücke wurde zäh verteidigt, weil man sie, wie man munkelte, für die Rückeroberung des Kaukasus bräuchte.

Als man sie doch nicht mehr halten konnte und alle Einheiten bereits mit ihrem Kriegsmaterial über die Brücke stiftend gegangen waren, da verweigerte man der Nachhut den Übergang. Die Sprengung der gewaltigen Brücke stünde unmittelbar bevor. Maderspacher sass in der Klemme. So schlich er sich auf ein Pionierboot, mit dem noch die letzten Geschütze über den Fluss gebracht wurden und hatte Glück, dass die Bootsmänner ihn mitnahmen.

Für den Fall, dass er mit der Nachhut abgehängt würde, hatte sich Maderspacher gerüstet. Während über seiner Heimat bereits Flugblätter der Alliierten abgeworfen wurden, auf denen zu lesen stand: «Weilheim, Garmisch, Reutte – sind unsere nächste Beute!», trug er vorsichtshalber einen jener massenhaft auf die deutschen Stellungen abgeworfenen Kapitulationsaufrufe mitsamt «Passierschein» bei sich, auf dem u.a. der «Maibefehl» Stalins abgedruckt war: «Die Hitlers kommen und gehen, das deutsche

Volk aber, der deutsche Soldat bleibt.» Das «Nationalkomitee Freies Deutschland»¹ rief unter ihrem «Bevollmächtigten», einem ehemaligen Oberleutnant Charisius, ebenso zum Überlaufen auf wie weitere Flugblätter. Sie alle endeten mit: «Dieses Flugblatt gilt als Passierschein für deutsche Soldaten und Offiziere, die sich der Roten Armee gefangen geben.» Die deutschen Soldaten hätten das Recht: «Die Waffen zu strecken und sich dem Sieger zu ergeben!» Was die Landser da zuhauf zu lesen bekamen wie «Bald schlägt es zwölf! ... Die Stunde, da Hitler, seine Armee und sein Regime zusammenbrechen wird. ... Hamburg ist eine Ruinenstadt! ... Hitler wird zerschmettert werden!» usw., sollte sich zwar alles bewahrheiten, doch eine «Gefangengabe» kam für Maderspacher und seine Kameraden nicht in Frage, nicht einmal, als die Russen Lautsprecheranlagen an der Frontlinie aufbauten und zu melodischen, verlockenden



Nicht nur die Russen machten falsche Versprechungen. Zwei Seiten aus einem zweifarbig gedruckten deutschen Desertationsaufruf an russische Soldaten.

¹ Ihm gehörte später auch General Paulus an, der durch sein sinnloses Halten von Stalingrad Zigttausenden deutschen Soldaten das Leben kostete. Für seinen Sinneswandel wurde er von den Sowjets noch während des Krieges mit einem Urlaub auf der Insel Krim belohnt.



Klängen verkündeten: «1'000 schöne Leningrader Frauen warten auf euch!»

Psychologisch raffiniert, wenn auch stümperhaft, boten sie auch die Befriedigung eines anderen, ebensolange Zeit zu kurz gekommenen menschlichen Triebes, des Hungers, an: «Nehmt euren Kochgeschirrdeckel mit!»

Allen Versuchungen zum Trotz warf den Zettel weg, sobald er das heimatnähere Ufer des Dnjestr betreten hatte. Die Versprechungen auf den Flugblät-

tern erschienen ihm und seinen Kameraden – zu recht – suspekt. In der Slowakei beging der unerfahrene Gebirgsjäger einen verhängnisvollen Fehler. Weil er immer wieder durch eiskaltes Wasser waten musste und ihm die Füße schmerzten, zog er die Schuhe aus und brachte seine aufgequollenen Füße nicht mehr hinein. Er hatte keine andere Möglichkeit, als in Socken weiterzumarschieren und erfror sich dabei Ferse und Zehen. Als er schliesslich in einem Lazarett landete, hatte ihm der erstbehandelnde Arzt schon den Diagnosezettel an die Brust geheftet mit der Anweisung: «Ferse und Zehen amputieren!»

Der Lazarettarzt aber hielt sich nicht daran und meinte, Maderspacher sei noch so jung, dass sich sein Blut vollständig erneuern und die Erfrierungen damit ausheilen würden. Der Mann sollte Recht behalten.

Wieder einsatzfähig fand er sich in einem Feldersatzbataillon wieder und der Frühling des letzten Kriegsjahres war bereits angebrochen, als er durch die Tschechei marschierte und an den jubelnd aus den Fenstern gehängten Fahnen ablesen konnte, dass

sich in Hinblick Kriegsende etwas getan haben musste. Er hatte mit seinen Kameraden bereits das Sudetenland erreicht und wusste immer noch nicht sicher, ob der Krieg nun schon vorbei war.

Knapp vor der österreichischen Grenze, zwischen Krumau und dem Mühlviertel, sties- sen sie auf eine Brücke über die Moldau. Dass am anderen Moldauufer bereits die Amerikaner standen, wussten sie, und dieses rettende Ufer zu erreichen war auch Ma- derspachers Ziel. Er schaffte es aber nicht. Während der letzten Tage ihrer Flucht hatten sie die Gegenwart der Russen in den Wäldern links und rechts des Weges geradezu gespürt und jeden Augenblick mit einem Angriff gerechnet. Nun, kurz vor dem retten- den westlichen Moldauufer, riefen ein paar Rotarmisten «Halt!» und damit war Ma- derspachers Wehrdienst zu Ende.

Er fand sich bald mit unzähligen anderen Landsern in einem auf allen Seiten bewachten offenen Lager wieder. Maderspacher wollte aber keine Minute länger als nötig bei den Russen bleiben, unter keinen Umständen wieder dorthin zurück transportiert werden, wo er herkam, so überlegte er angestrengt, wie er diesen Grenzfluss zur Freiheit doch noch überwinden könne.

In der Nacht durch den auch hier am Oberlauf bereits recht breiten und tiefen Fluss schwimmen? Maderspacher war kein guter Schwimmer, also blieb ihm als Übergang nur noch die Brücke selbst. Er beobachtete, dass auf beiden Seiten der Moldaubrücke Posten standen. Auf der östlichen Seite Russen, auf der westlichen Amerikaner. Zu verlieren hatte er ja nichts, so zückte er nach dem Motto «Freiheit siegt!» seinen Wehrpass und machte sich mit zwei Kameraden auf den Weg. Selbstbewusst hielten sie dem russischen Posten, der offenbar kein Deutsch konnte, seinen Wehrpass unter die Nase und begehrten Durchlass. Zu ihrer Überraschung machte ihnen der Russe tat- sächlich den Weg frei. Auf der anderen Seite der Brücke hatten die amerikanischen Wachposten den Husarenstreich beobachtet und als sie bei ihnen ankamen, klopfte ih- nen einer anerkennend auf die Schultern und radebrechte: «Mutti, heim!»

Doch auch die Amerikaner hatten nicht vor, Maderspacher so schnell heim zu Mutti kommen zu lassen und steckten ihn erst einmal in eins von drei nebeneinander liegen- den Gefangenslagern – eines davon ausschliesslich für SS-Angehörige. Im Vergleich

zu den mehrheitlich der Waffen-SS angehörigen Männern hatte es Maderspacher trotz Nahrungsmangel gut. Ohne Unterkunft mussten die SS-Männer abwechselnd je eine Nacht im Sitzen und im Stehen verbringen, durften sich also nur jede dritte Nacht zum Schlafen auf den Boden legen als Busse für ihre vermuteten Untaten. Sehnsüchtig wartete er mit den anderen auf die Entlassungspapiere, die ihnen die Amerikaner ausstellen würden.

Sowohl die Essensrationen als auch die Anzahl der überdachten Schlafplätze in einem Zelt waren knapp. Hoffmann war stolzer Besitzer einer ganzen Kiste mit Zigarren und erkaufte sich mit dieser Währung einen Platz in einem der wenigen Zelte. Dann gab er Maderspacher fünf Zigarren, damit er sich zu einem nahegelegenen sudetendeutschen Bauernhof schleichen und damit etwas Essbares eintauschen konnte. Für die fünf wertvollen Zigarren rückte der Mann lediglich fünf Kartoffeln heraus. Am nächsten Morgen stampfte Maderspacher seinen Fotoapparat in den Lehm Boden, um mit diesem Hamstergut von dem geizigen Menschen nicht eine erneute Demütigung hinnehmen zu müssen.

Auch von der Pistole samt Patronen, die er immer noch bei sich trug, trennte er sich vorsichtshalber auf eine Lautsprecherdurchsage hin, dass dies die letzte Gelegenheit für die Deutschen sei, ihre Waffen abzugeben, andernfalls gäbe es Ärger.

Maderspacher beobachtete, dass die Offiziere nicht lange in dem wenig komfortablen Lager, genannt «Heuraffel», bleiben mussten und hatte gleichzeitig Angst, die Gerüchte könnten stimmen, wonach man alle ausgebildeten Handwerker unter den Gefangenen in den fernen Osten an die Pazifikfront transportieren würde. Als er Hoffmann maulen hörte: «Lauter Bauern und Knecht kemma aussa!», gab Maderspacher an Stelle von Zimmermann Landwirt als seinen Beruf an. Danach suchte er Kilian auf und erkundigte sich bei ihm, wann denn der heimatranke Hoffmann endlich entlassen würde; der deutsche Lagerkommandant konnte ihm lediglich ein Stück Wurst als Trost mitgeben.

Maderspacher hatte ein schlechtes Gewissen, als er tatsächlich seinen Entlassungsschein ausgehändigt bekam und Hoffmann Zurückbleiben musste.

Er nahm sich vor, gut auf den Zettel aufzupassen, denn jeden Tag kamen entlassene Landser zurück, denen streunende SS-Männer ihre Papiere abgenommen hatten. Prompt waren sie von den Amis ohne aufgegriffen und wieder ins Lager gesteckt wurden. Vorsichtshalber überprüften die Amerikaner nochmals, ob er nicht doch die verhängnisvolle Blutgruppen-Tätowierung im linken Oberarm trug – dem Kainsmal der SS-Leute. Dann durfte an Kleidung mitnehmen, was er am Leibe trug und sich in Richtung Passau auf den Weg machen.

Als Maderspacher die schöne Stadt erreicht hatte, spielte wieder eine Brücke – diesmal über die Donau – eine wichtige Rolle auf seinem Heimweg. Er hatte sich am Brückenanfang hingehockt, um zu rasten, da kam von hinten ein Lastwagen – mit Kamerad Hoffmann auf der Ladefläche. Der schwarze Fahrer hielt wegen einer Pinkelpause an und Hoffmann sprang herab, um zusammen mit seinem jüngeren Freund seine Heimreise fortzusetzen. Er hatte inzwischen auch seine Papiere erhalten und sich durch die Menschenfreundlichkeit des Schwarzen sogar 80 km Fussmarsch erspart. Hoffmann wollte so schnell wie möglich nach München, dort kenne er ehemalige Geschäftsfreunde und die würden ihnen sicher weiterhelfen. Bisher hatte sich Maderspacher bei Bauern durchgebettelt, hier in Passau bekam er endlich Lebensmittelmarken und konnte mit den 30 RM, die ihm Kilian mitgegeben hatte, auch einkaufen. Alles, was er an Essbarem ausgehändigt bekam, schlang er sofort in sich hinein, damit es nicht mehr verloren gehen konnte.

Die erhoffte Zugverbindung nach München bestand nicht mehr, so marschierten sie weiter, immer angetrieben von dem rastlosen Hoffmann. Er gönnte sich und seinem jungen Begleiter keine Pause, wollte sich nirgendwo lange aufhalten und heim zu Frau und Kindern und verpasste doch die richtige Gelegenheit dazu.

Als kurz vor Erreichen der Landeshauptstadt ein Lastwagen mit Kartoffeln langsam an ihnen vorbei fuhr, erfasste Maderspacher sofort die Gelegenheit und sprang auf das Trittbrett. Der Fahrer wollte nicht anhalten und Hoffmann konnte sich nicht aufraffen, ebenfalls aufzuspringen. So kam es, dass Maderspacher ohne seinen Freund in München ankam. Wieder hoffte er, mit dem Zug weiterfahren zu können, doch er fand in

der zerbombten Stadt den Bahnhof nicht mehr. Nur wenige Versorgungszüge fuhren auf den geflickten Geleisen. Maderspacher hatte wieder Glück. In einem Versorgungslastwagen sass eine Rot-Kreuz-Schwester und erkundigte sich: «Bua, woher, wohi?» «Nach Garmisch!»

Die Samariterin sorgte dafür, dass er mitfahren durfte, nachdem die Fracht abgeliefert war. Maderspacher staunte angesichts seines ungepflegten Zustandes und der weitverbreiteten Ungezieferplage nicht schlecht, dass ihn der Fahrer in einem Dorf bei Weilheim in einem echten Bett schlafen liess. Hier endete auch die Fahrt und der Mann gab ihm noch zwei gute Tipps auf den restlichen Heimweg:

«1. Halte nur Ami-Fahrzeuge an, wenn ein Schwarzer hinter dem Steuer sitzt, denn die sind deutschfreundlicher!

2. Pass bei deutschen Fahrzeugen auf, ob sie einen v-förmigen Winkel auf dem Nummernschild haben – die kommen aus Garmisch-Partenkirchen!»

Er befolgte die Ratschläge und erreichte Ende Juni inmitten von Kühen auf einem Viehtransporter seine unversehrt gebliebene Garmischer Heimat und betrat sein Elternhaus. Hier erwarteten ihn zwei Überraschungen. Als er sich endlich der Uniform entledigen konnte, passten ihm seine alten Kleider nicht mehr und aus Angst vor Läusen und Flöhen schickte ihn seine Mutter erst einmal in die Waschküche. Erst als er von Kopf bis Fuss sauber war, durfte er in sein so lange entbehrtes Federbett. Ein paar Tage später kam auch Hoffmann in der Heimat an und das Kapitel Heimkehr aus dem Krieg hatte für Maderspacher endgültig ein glückliches Ende gefunden. –

Spätestens seit der katastrophal verlorenen Schlacht im Kessel von Stalingrad 1942/43 beginnt sich das Kriegsglück gegen die deutschen Streitkräfte zu wenden. Neben dem ungeheuren Materialaufwand, der notwendig war, um die verschiedenen Fronten zu halten, wird auch der Verschleiss an Soldaten in den letzten Kriegsjahren immer deutlicher.

Aus diesem Grund werden auch die in der Hitlerjugend organisierten Jugendlichen immer mehr in den Kriegsdienst eingebunden. Gerade in den letzten Kriegsmonaten werden im Rahmen dieses Einsatzes der letzten Reserven Tausende Jun-

gen mangelhaft ausgebildet und unzureichend ausgerüstet in den Endkampf geworfen. Viele von ihnen finden auf den Schlachtfeldern, die mittlerweile weit ins Reichsgebiet hineinreichen, einen unnötigen und unrühmlichen Tod.

Einer von diesen Jungen ist Hans Engerer, der mit gerade einmal 14 Jahren in Rosenheim ein eigenes MG-Nest aufbauen soll, um die Stadt gegen den Einmarsch der US-Streitkräfte zu verteidigen. Dass er diesen Irrsinn unbeschadet überlebt, hat er seiner Mutter zu verdanken, die das MG-Nest mit einem Handstreich ausheben kann, bevor aus ihm auch nur ein einziger Schuss abgegeben wird.

15. MUTTER HEBT MG-NEST AUS

(nach Hans Engerer)

Hans Engerer war gerade 14 Jahre alt geworden und in Rosenheim ganz im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie aufgewachsen. Die Mutter war beim Deutschen Frauenbund äusserst aktiv und der Vater Scharführer bei der SA. Hans hatte in letzter Zeit immer häufiger von den deutschen Vergeltungswaffen und der erfolgreichen Bombardierung Londons gehört. Zudem hatte er in der Wochenschau beeindruckende Filmaufnahmen von den Raketenabschüssen gesehen. Ein Gerücht war in seinen Kinderohren jedoch auf besonders fruchtbaren Boden gefallen: Nach der Ardennenoffensive würde – sobald die Amerikaner verjagt und die Deutschen sich aus dem Raum wieder zurückgezogen hätten – eine Atombombe gezündet und der Vormarsch der Amerikaner damit gestoppt.

Man müsse also nur noch kurze Zeit durchhalten, bis die neu entwickelten Wunderwaffen produziert seien und der Endsieg unabwendbar sei. Wen wundert es da, dass es Hans wie auch unzählige andere verblendete Jugendliche als seine selbstverständliche, ja sogar heilige Pflicht ansah, notfalls sein Leben zu opfern, um das Vaterland zu retten, die Heimat zu verteidigen und es dem bösen Feind heimzuzahlen.

Hans sah sich dieser Aufgabe durchaus gewachsen, schliesslich war er seit seiner Einschulung im Jungvolk und hatte dort schon viele prägende Erfahrungen gemacht und Verantwortung übernommen. Erst vor kurzem war er sogar zum Fähnleinführer ernannt worden.

Im März 1945 wurden die ca. 25 Jungzugführer des Bannes 328 für zwei Wochen zusammengezogen, um ideologisch auf den Endkampf vorbereitet, mit den dazu erforderlichen Waffen vertraut gemacht und auch mit diesen ausgerüstet zu werden. Im Anschluss daran war Hans stolzer Fähnleinführer und durfte zu seiner dunkelblauen Winteruniform des Jungvolkes stolz die grün-weisse Schnur über der linken Schulter tragen. Mochte sie von Neidhammeln auch abschätzig als «Affenschaukel» bezeichnet werden, so wies die Schnur ihn als verantwortlichen Führer von drei Jungzügen, also 80 bis 90 Jungen, aus.

Auf einem offenen Wehrmachtlastwagen wurde er zusammen mit den anderen zwei Dutzend frisch für den Endkampf zurecht geschliffenen Jungen zurück in die Heimat gebracht. Neben den nötigen Waffen hatte man ihnen auch den Auftrag mit auf den Heimweg gegeben, sich selbstständig einen strategisch wichtigen Platz zu suchen und diesen beim drohenden Einmarsch der Amerikaner zu verteidigen bzw. so viele Panzer und Feinde zu erledigen, wie es eben möglich war, um damit die Heimat zu retten.

Hans verspürte ein wohltuendes Gefühl der Macht. Schliesslich sah er auch sehr eindrucksvoll aus: Drei MG-Gurte hatte er sich um die Brust gelegt, das MG und zwei Panzerfäuste auf die Schulter genommen und den Gürtel mit Stielhandgranaten voll gesteckt. Als er sein Elternhaus erreicht hatte, machte er sich erst gar nicht die Mühe, vorher bei der Mutter vorbeizuschauen. Stattdessen ging er im Treppenhaus an der Wohnungstür vorbei, musste dann aber doch notgedrungen bei einer Nachbarin läuten,

weil diese die Schlüsselgewalt über den Speicher besass.

Als die gute Frau den Jungen sah, fiel sie schier in Ohnmacht.

«Ja, Hansi, wo wuist denn du hi?»

«An Speicher nauf!»

«Und wos mechst da ob'n?»

«S' Vaterland verteidig'n!»

Der Nachbarin genügte diese klare Auskunft. Sie wusste, was zu tun war, rückte den Schlüssel heraus und liess Hans gewähren. Hans' Mutter hatte allerdings eine etwas andere Sicht der Dinge. Ihr kampfeslustiger Sohn stand gerade auf einer Holzkiste und war dabei, das Dachfenster aufzudrücken, um von diesem strategisch optimalen Punkt das Schussfeld für sein MG einzusehen, als die hölzerne Speichertür aufgerissen wurde und sich seine Mutter drohend vor ihm aufbaute.

«Kimm amoi sofort do her!», kommandierte sie ihren kleinen Krieger von seiner Kiste herunter. «Wos machst denn du da?»

Hans hatte das Wort «Verteidigen!» noch nicht ausgesprochen, da krachte es und seine wilde Kampfbereitschaft wurde mit einer schallenden Ohrfeige zum Erliegen gebracht. Das MG-Nest, das den Ausgang des Weltkrieges hätte verändern sollen, war mit diesem mütterlichen Handstreich im wahrsten Sinne des Wortes mit einem Schlag ausgehoben.

Ihr Sohn wurde äusserst wütend und machte der Mutter, die in seinen Augen völlig inkompetent in Sachen Kriegsführung und Nahkampf war, heftige Vorwürfe: «Für was moanst denn du, dass i bei dem Lehrgang war?» Doch alle Argumente halfen nichts, denn in den Augen der Mutter waren sie nichts als Blödsinn. Um den idiotischen Plänen ihres Sohnes ein für alle Mal ein Ende zu setzen, zwang sie ihren Hans, in der nächsten Nacht sein gesamtes Waffenarsenal in einer Nacht- und Nebelaktion zu entsorgen, und packte dabei selbst mit an. Das Maschinengewehr, die Munition, die Panzerfäuste und die Handgranaten – alles versank in den dreckigen, moorigen Fluten des nahegelegenen Baches. Zum Schluss wollte Hans noch eine Handgranate abziehen und in den Bach pfeffern, um sich wenigstens einen eindrucksvollen Abgang zu verschaffen, doch in diesem Moment hätte er sich fast eine weitere schmähliche Ohrfeige eingehandelt. Die mütterlichen Drohworte «Was mechst denn mit dera do, du Lausbua?

Olle Leit aufwecka?» genügten jedoch, um auch sie fast geräuschlos ins Wasser plumpsen zu lassen.

Hans sah sich durch das entschlossene, seinen mühsam erworbenen Dienstgrad und seinen heiligen Opferwillen missachtende Verhalten seiner Mutter in einem so hohen Masse gedemütigt und entwaffnet und vor allem den Endsieg in Frage gestellt, dass er ernsthaft mit dem Gedanken spielte, sie zu denunzieren und bei der nächsthöheren Instanz des Jungvolks anzuschwärzen. Sie hatte nämlich nicht nur ihn entwürdigend behandelt, sondern in seinem Beisein auch noch mehrfach ihren Unmut geäußert:«Ja, wenn bloss den Scheiss Hitler boid da Deife huin dad!»

Als dieser Wunsch dann bald darauf Wirklichkeit wurde, die Amerikaner kamen und der Spuk endlich ein Ende fand, stellte Hans jedoch erstaunt fest, dass er von seinem MG-Nest aus sowieso nicht viel hätte ausrichten können. Er sah beim Einmarsch der Amerikaner in Rosenheim nur Panzer – und keinen einzigen Fusssoldaten, auf den er hätte schiessen können.

Bereits kurze Zeit nach dem von der NSDAP feierlich begangenen «Tag der nationalen Erhebung» werden die ersten nationalpolitischen Erziehungsanstalten (kurz: Napola) in Plön, Köslin und Potsdam eröffnet. Sie entstehen nach dem Vorbild der Kadettenschulen im Ersten Weltkrieg und gelten als Eliteschulen mit dem Ziel der Ausbildung des nationalsozialistischen Nachwuchses. Die offizielle Bezeichnung der Schüler ist «Jungmannen». Der Fokus liegt in der sportlichen Ausbildung der Schüler. Unter anderem trainieren sie Leichtathletik, Schwimmen, Boxen, Rudern und Geländesport. Nach 1942 übernehmen hauptsächlich kriegsversehrte Offiziere der Wehrmacht den Schulunterricht. Je näher das Kriegsende für Deutschland rückt, umso mehr wird diese Unterrichtsform unterstützt und umso früher werden die älteren Schüler zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS eingezogen.

Für die meisten jungen Männer ist es eine besondere Ehre, auf diese Schule gehen

zu dürfen. Dies spiegelt sich auch in der Übergabe eines Ehrendolches für Oberstufenschüler wider. Dieser enthielt die Gravur «Mehr sein als scheinen». Doch nicht immer ist das Schulleben der NAPOLA-Jungen angenehm und ehrenvoll. Schon früh lernen die Jungen in ihrer vormilitärischen Ausbildung, im Ernstfall auch die Waffe auf andere Menschen zu richten. Davon sind auch ihre Kameraden nicht ausgeschlossen.

16. DER TOD EINES NAPOLA-SCHÜLERS

(nach Josef Dichtl und Manuel Brückl)

In den letzten Kriegstagen befanden sich Tausende auf den Beinen in Richtung Süden, um sich in Sicherheit zu bringen. Was sie an Waffen bei sich trugen, warfen die Soldaten weg, und nach Kriegsende waren viele deutsche Orte ein regelrechtes Waffenmüll-Depot. Auch eine Gruppe von jungen Soldaten und Hitlerjungen schlug sich abseits der unsicheren Strassen durch. Zu ihnen gehörte auch der erst 16-jährige Schüler einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt, Manfred Kraushaar.

Ausgerechnet am «Gaachentod», was so viel wie unvermittelter, jäher Tod bedeutet, hantierte der junge Mann unsachgemäß mit der mitgeführten Panzerfaust. Die Granate explodierte und riss dem Unglücklichen beide Beine ab. Angesichts dieser fürchterlichen und in der Bergeinsamkeit zum sicheren Tod führenden Verletzung bat der Hit-

lerjunge seinen Leutnant, der mit ihm zusammen auf der Reichsschule der NSDAP in Feldafing gewesen war, ihn zu erschiessen. Eine vermutlich unausweichliche, aber dennoch mutige und unerschrockene Bitte für einen gerade mal 16-jährigen jungen Mann. Mit seiner Pistole setzte daraufhin Joachim Krause schweren Herzens Leiden und Leben seines Kameraden Manfred Kraushaar ein Ende.

Krause soll mit Kraushaar an dessen Todestag, dem 30. April, unterwegs gewesen sein, um einen Teil des im Werdenfelser Land und in der erhofft sicheren «Alpenfestung» gelandeten Reichsschatzes zu verbergen. Mit goldbeladenen Mulis sollen die beiden jungen Männer unterwegs gewesen oder vielleicht sogar mit der Schatzverbergung bereits fertig gewesen sein, als Kraushaar der Tod erteilte.



Der 16-jährige Manfred Kraushaar

Die Leiche des bedauernswerten Kraushaar wurde wenig später geborgen und Hans Kölbl, auch «Schuster Wagner» genannt, errichtete für den Buben ein Kreuz an der Stelle seines Todes. Sein Stahlhelm und sein Sturmgewehr waren lange an dem Kreuz angebracht. Mit der Zeit verschwand das Gewehr, doch der Stahlhelm erinnerte bis in die 70er Jahre an das Unglück. Dann erst wurde vom Vater, der möglicherweise tatsächlich erst so lange Zeit nach Kriegsende vom schrecklichen Schicksal seines Sohnes erfuhr, an dieser Stelle eine Gedenktafel errichtet.

Die US-Armee marschiert ins Konzentrationslager Dachau ein. Zahlreiche Insassen sind bereits im Zuge der von Heinrich Himmler befohlenen «Totalevakuierung» aus den Lagern entfernt worden. Auch von der SS-Besatzung ist nur noch ein kleiner Teil im KZ Dachau befindlich. Die Verbliebenen leisten nur geringen Widerstand. Aus dem Tumult der Befreiung entstehen jedoch vermeintlich auch einige eigenmächtige Vergeltungsakte, die im Nachhinein als «Dachauer Massaker» bekannt werden. Hierbei soll es sich sowohl um die Erschiessung von Wachmännern der SS durch US-Soldaten als auch die Rache von Häftlingen an diesen handeln. Zeitzeugen berichten von einer überschwänglichen Euphorie bei der Befreiung durch die alliierten Truppen. Viele der noch nicht vollends körperlich geschwächten Häftlinge veranstalten in den darauffolgenden Tagen kleine Festveranstaltungen.

Die Alliierten erreichen wenige Tage später München. Dabei stoppen sie sowohl einen Evakuierungstransport mit rund 1.800 Juden als auch einen Fusstrupp mit weiteren 7.000 Häftlingen und befreien diese Menschen.

17. «WIE EIN ORT FREMDER NATION...»

Als am letzten Kriegstag Anstalten gemacht wurden, Eschenlohe zu verteidigen, flüchteten die Einheimischen in Scharen in die Wälder oder suchten Unterschlupf und Schutz vor dem einsetzenden Schneesturm in abgelegenen Berghütten. Am Abend dieses 29. April 1945 nahmen die waffenstarrenden Soldaten der «10th Armored Division» das Dorf ein und fanden nur noch wenige Einheimische vor, dafür aber zu ihrer Überraschung viele hundert Ausländer.

Bereits am 26. April vermerkt der ortsansässige Pfarrer Demleitner in seinem Tagebuch:

(...) Morgens ½ 6 kamen Holländer aus dem Lager in den Pfarrhof und brachten wie schon länger ausgemacht ihre Koffer, dass ich sie ihnen später nachsende. Die etwa 120 Holländer wurden entlassen und suchten über Garmisch-Partenkirchen die Schweizer Grenze zu erreichen. Die Italiener waren schon früher abgehauen. Sind per Bahn heim. Ebenso sind Franzosen und Belgier zu Fuss fort, auch die vom Hartsteinwerk, das die letzten Tage wegen Mangel an Sprengstoff wieder stillgelegt wurde. Die Franzosen, welche hier bei Bauern angestellt waren, warten noch ab. (...) Die Russen mit Familie bleiben noch im Lager. Werden kaum etwas zu essen haben. Alle Vorräte sind aufgebraucht. Die Ernährung der Ostarbeiter bewahrte diese knapp vor dem Verhungern. Waren ganz entkräftet. Elendsgestalten mit bleichen eingefallenen Gesichtern und zerrissenen Kleidern. Es wurde im Lager immer viel unterschlagen. Jetzt zum Schluss wird noch Schnaps, Margarine, Nudeln usw. verteilt an jene, die irgendeine «Verbindung» mit der Lagerführung (SS) haben. Und das sind viele.

(...) Es ist eine Schande, wie die Russen mit Gummiknüppeln (25 Hiebe!) und Gewehrkolben halb totgeschlagen wurden. Erst in letzter Zeit hat man ihnen bessere Behandlung angedeihen lassen. Und sie waren doch die besten und geschicktesten Arbeiter. Selbst 10-jährige Knaben standen an der Drehbank. Von den Bauern haben die Russen, so weit sie bettelten, Milch und Brot bekommen. Auch von mir, so weit ich konnte. Sie haben sich zum Dank vielfach bekreuzt, die Hand und den Boden geküsst. Gestohlen haben sie nie. (...)

Sklaven werden Herren

Als am Tag darauf viele der geflüchteten Eschenloher aus den Wäldern in ihre Häuser – sofern sie nicht inzwischen besetzt sind – zurückkehren, hat sich die soziale Schichtung im Dorf grundsätzlich verändert. Von Montagabends 5 Uhr bis Dienstagabends 5 Uhr herrscht Ausgangssperre für Deutsche.

(...) Infolgedessen war das Dorf wie ein Ort fremder Nation. Amerikanische Soldaten, Autos, Lastwägen und Panzer hin und her. Franzosen mit der Trikolore, Polen, Russen auf gestohlenen Rädern, Zigaretten rauchend (...)

Demleitner hatte die für einen Deutschen einzigartige Gelegenheit, das Geschehen auf der Strasse zu beobachten, denn er hatte beim Ortskommandanten die Erlaubnis erwirkt, sich als Priester aufgrund seiner zahlreichen amtlichen Besorgungen frei im Dorf bewegen zu dürfen.

Die Fremdarbeiter erinnern sich gut daran, von wem ihnen zur Zeit ihrer Knechtschaft Gutes und von wem Schlechtes widerfährt:

(...) Mir hat ein Russe, ein Bauer aus der Ukraine, der bei mir manchmal arbeiten durfte und dafür ein Stück Brot bekam, das ja für uns auch äusserst knapp war, Mehl gebracht, Margarine, Kartoffeln, Barrasbrot. Ich nahm es in Verwahrung, um in den kommenden Notzeiten anderen helfen zu können. Wie rührend dankbar dieser Bauer für die kleinste Gabe war! (...)

Anderen ging es weniger gut:

(...) Soeben hörte ich, dass beim früheren Gendarmeriemeister (...) alles gestohlen wurde. Er selbst wurde vorgestern Abend verhaftet und ist bis heute noch nicht zurück. Er soll die Russen im Lager gemein behandelt haben. Eigentlich wundere ich mich, dass die Russen, die oft unmenschlich geschlagen wurden und dauernd die schlechteste Kost oder tagelang gar kein Brot und keine Kartoffeln bekamen, nicht blutige Rache an ihren Peinigern genommen haben (...)

Auf der anderen Seite wird das Verhalten der marodierenden Fremdarbeiter immer

dreister. Demleitner weiss von vielen Übergriffen – wenn auch nicht von körperlicher Gewalt – zu berichten:

(...) Es kommen immer mehr Russenplünderungen und amerikanische Diebereien (Uhren) auf. Auch meiner Haushälterin haben sie die Uhr genommen. (...) Hernach haben sich die Amerikaner mit den russischen Mädchen in den Betten vergnügt. Die Zustände sind wirklich unheimlich (...) Die Russen und Polen halten das ganze Dorf unter Angst. Sie haben Waffen in Mengen und knallen bei Tag und Nacht.

Demleitner berichtet weiter von den Verwüstungen, besonders der Büros der Messerschmittwerke und der Baufirma Moll-München, aber auch vom «Organisieren», wie die Plünderung von Staatseigentum durch Deutsche genannt wird, die sogar mit den Fuhrwerken «ihre Beute heimbringen».

Abschied

Am 13. Mai bemerkt Demleitner erste Anzeichen dafür, dass die Russen allmählich den Ort verlassen:

... Vorgestern sah ich ein paar Russen, die einen deutschen Lastwagen reparierten. Sie hatten schon das SSSR mit Hammer und Sichel aufgemalt...

Als drei Tage später statt ihrer die Franzosen ihre Gefangenschaft beenden, kommt fast Wehmut auf:

... Heute kamen unsere Franzosen fort, nachdem sie fünf Jahre bei uns waren und sich ein gewisses Freundschaftsverhältnis herausgebildet hatte. Beiderseits gab es Tränen des Abschiedes.

Weniger bedauerlich empfindet er den Abschied von einem anderen Volk:

... Auch ein Teil der Russen kam fort

(.. J. Gott sei Dank, dass wir von dieser unheimlichen Gesellschaft befreit sind. Sie haben in den letzten Tagen noch drei Stück Vieh in Schwaigen von der Weide gestohlen. Die restlichen Russen fahren immer noch Rad und haben wenigstens zwei Personenautos...

Demleitner bedauert lediglich den Abschied von einem der Russen:

... Ein Bauer aus der Gegend von Kiew mit Frau und vier Kindern, viel Kühen und Schwein und schönem Haus. Das alles wird er wohl nicht mehr vorfinden. Ich habe selten einen so anhänglichen, ehrlichen, treuen, und fleissigen und dankbaren Menschen gesehen wie diesen Russen, der nichts wissen will von Bolschewismus und den jungen Russen, die durch eben diesen zur Bestie geworden sind...

18. DIE WEISSEN BETTLAKEN

(nach Maria Kargl)

Die damals 19jährige Maria Mangold bekam es mit der Angst zu tun, als sie am Morgen des 29. April 1945 Artillerieschüsse hörte. Am Tage zuvor waren deutsche Soldaten in rauen Mengen aus Richtung Schongau vor der heranrückenden Front in Saulgrub angekommen und hatten das Nahen der Amerikaner angekündigt. So weit sie der SS angehörten, waren sie sofort in die Berge geflüchtet, weil der Feind ja noch in der Nacht kommen konnte. Sie müssen geahnt oder gewusst haben, dass kaum ein Amerikaner den Unterschied zwischen der Waffen-SS und der echten SS kannte. Die weniger gefährdeten Wehrmachtssoldaten mit ihren Verpflegungswagen dagegen hatten ein

Dach über dem Kopf der sicheren Waldeinsamkeit vorgezogen und bis zum Morgen gewartet. Jetzt aber versetzte der Kampflärm auch sie in Bewegung. Widerstand wollte keiner mehr leisten.

Marias Vater, Georg Mangold, aber wollte nicht untätig die Dinge auf sich zukommen lassen. Als Volkssturmmann hätte er eigentlich verteidigen sollen, doch der Weltkriegsveteran hatte bereits im 1. Weltkrieg seine Erfahrung mit der Einnahme von französischen Dörfern gesammelt. Er wusste, wie mit einem Dorf verfahren werden würde, das Widerstand leistete. So verbot er den Seinen das Verlassen des Hauses, er selber aber machte sich auf den Weg, um sein Heimatdorf vor Schaden zu bewahren. Erst suchte er zwei befreundete Veteranen und Volkssturmmänner auf, dann gingen die drei durchs Dorf und forderten die Hausbesitzer auf, sofort weisse Bettlaken als Zeichen der Friedfertigkeit über die Balkone zu hängen.

Blockwart Albert Klein war in diesem Punkt ganz anderer Meinung. Er lief ebenfalls durchs Dorf und befahl, die Betttücher unverzüglich wieder zu entfernen. «Leintücher raus!» «Leintücher rein!», so hallten die Rufe durch die Strassen. Es herrschte eine rechte Verwirrung und so manches Leintuch wurde mehrmals über den Balkon gehängt und wieder eingezogen.

Klein war nicht die einzige Gefahr für eine kampflose Übergabe des Ortes. Der «oid Rechamacha», Kaspar Sailer, hatte seinen einzigen Sohn im Krieg für «Führer, Volk und Vaterland» verloren und sah nun den Zeitpunkt der Rache für gekommen. Mangold schärfte dessen Tochter ein, ihren Vater ja nicht aus dem Haus zu lassen, sonst müsste er ihn einsperren. Der jungen Frau gelang es dann auch, ihren kampfbereiten alten Vater unter Kontrolle zu halten.

Nicht nur der «oid Rechamacha» blieb im Haus. Als die Amerikaner zur Warnung dreimal das Dorf «anschossen», leerten sich die Strassen, und überall hingen bereits die weissen Leintücher über den Brüstungen der Balkone. Als sich kein Widerstand zeigte, fuhr das Vorkommando mit einem gepanzerten Spähwagen auf der Hauptstrasse ins Dorf ein – und, gefolgt von anderen, gleich wieder beim anderen Ende hinaus. Das so lange und sehnsüchtig erwartete Ende des Krieges war nun wenigstens für die Saulgruber Zivilisten gekommen.

8. MAI 1945, 23.01 UHR

Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands tritt in Kraft, der Zweite Weltkrieg ist beendet. Sie wird tags zuvor im Hauptquartier der US-Streitkräfte in Reims unterzeichnet. Adolf Hitler will bis zum Ende keine Kapitulation, er nimmt sich am 30. April das Leben, als er aufgrund der Übermacht der Roten Armee in Berlin keinen anderen Ausweg mehr für Deutschland sieht. Zuvor ernennt er Grossadmiral Karl Dönitz zu seinem Nachfolger. Dieser beschliesst zunächst eine Teilkapitulation, der Kampf gegen die Rote Armee soll fortgesetzt werden, um die Deutschen vor dem bolschewistischen Feind zu retten. Die Regelung aller politischen, militärischen und gesellschaftlichen Angelegenheiten des Deutschen Reiches wird mit der Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation an die alliierten Siegermächte übertragen. Tatsächlich stösst die rechtmässige Kapitulation bei der deutschen Bevölkerung nur noch auf geringes Interesse, für viele ist das Ende des Zweiten Weltkriegs bereits mit der Besetzung der Alliierten im Herbst 1944 besiegelt. Nach dem offiziellen Ende für Deutschland dominieren unter der Bevölkerung Enttäuschung, Hunger und der Blick in eine ungewisse Zukunft. Aber auch Erleichterung und Hoffnung auf bessere Zeiten machen sich breit.

19. EINE STUNDE ZEIT UND SS-KAFFEE

(nach Andreas Mooshauer)

Der Krieg hatte endlich ein Ende gefunden und nachdem man bereits viele Evakuierte und auch schon Flüchtlinge hatte aufnehmen müssen, beanspruchten nun auch noch die Amerikaner Quartiere. Der damals zwölfjährige Andreas Moosbauer schaute aus dem Fenster des elterlichen Hauses am Zigeunerweg in Grainau und sah wie ein amerikanischer Soldat mit Kreide etwas auf eine Zaunspange schrieb. Andreas wurde neugierig, ging zu dem Mann hinaus und stellte sich neben ihn. Der machte ihm in kaum

verständlichem Deutsch klar, dass er seiner Mutter sagen solle, in einer Stunde müsse das Haus geräumt sein. Die Uhrzeit, bis wann alle draussen sein müssten, stünde hier auf dem Zaun.



Amerikanisches Halbkettenfahrzeug

Andreas ging wieder ins Haus und erzählte seiner Mutter, was er eben erlebt hatte. Die Frau konnte es einfach nicht glauben, schickte sich aber in das Unvermeidliche und begann schweren Herzens zu packen.

Zwei Benzinöfen schafften die Amis daraufhin in das Haus und bereiteten darauf die warmen Mahlzeiten zu. Die

zu. Die Moosbauers hatten ihr Asyl bei der Tante soeben bezogen, da fiel der Mutter siedendheiss ein, dass sie etwas Wertvolles im Haus vergessen hatte. Wer sollte es holen? Würde es bereits gestohlen sein? Am ehesten würden die Männer ein Kind ins Haus lassen, so schickte sie ihren Sohn Andreas. Ohne grosse Angst machte sich der Junge auf den Weg. Seine Mutter hatte zu ihm gesagt: «De Amerikaner miass'n genauso bei uns kämpf'n, wie der Vater in Russland hat kämpf'n müssen. Der Papa hat net nach Russland woll'n, und de amerikanischen Soldaten net nach Deutschland!»

Auf diese Weise «entwarnt» näherte sich Andreas dem besetzten Elternhaus. In der Haustüre versperrte ihm aber bereits ein Gl den Weg. «What do you want?», herrschte er ihn an. Andreas verstand zwar, was der Mann meinte, konnte aber kein Wort Englisch sprechen, so deutete er mit dem Zeigefinger erst auf sich und dann ins Haus. Diese Geste wiederholte er mehrmals hartnäckig, bis ihn der Mann schliesslich in die Küche liess. Sofort öffnete er das linke Schranktürchen – doch das goldene Erbstück der Mutter war nicht mehr zu finden. Der Soldat stand währenddessen neben ihm, bemerkte die Bestürzung des Jungen, öffnete seine Uniformjacke, holte lächelnd das Kreuz aus einer Tasche und überreichte es ihm.

Bald kannten alle Soldaten den Jungen und liessen ihn aus- und eingehen. Im Moosbauerhaus horteten die Amerikaner wahre Schätze. Durch die Holzvertäfelung der Küche hatten sie gewaltige Nägel in die Wand geschlagen und daran hing Frischfleisch in rauen Mengen. Das Vorhaus diente als Brotlager. Auf die dortige Kommode hatten die Amis in zwei Stapeln Weissbrote bis hoch zur Decke aufgeschichtet.

Eines Tages jedoch erlag er der Versuchung, als er an den Brotstapeln vorbeiging; schliesslich sollten Mutter und Geschwister auch etwas von seinen Besuchen haben. Von oben konnte er kein Brot nehmen, dazu war er noch zu klein, so zog er eine Weissbrotstange mitten heraus. Da passierte das Unglück: Der Stapel stürzte in sich zusammen und begrub den Jungen fast unter Weissbroten. Der Koch hörte in der Küche den Lärm, stürzte heraus und hatte den Dieb gleich gefasst, weil der inmitten des Weissbrothaufens stand und nicht davonlaufen konnte. Der Amerikaner schimpfte zwar fürchterlich und für den Jungen unverständlich, doch wie die meisten amerikanischen Soldaten mochte er Kinder und wusste, dass diese am allerwenigsten für den Krieg und die Untaten der Nazis konnten. Erst liess er ihn den Brotstapel wieder aufrichten, dann gab er ihm zwei der Kastenbrote mit auf den Heimweg, obwohl er nur eines hatte klauen wollen.

Bald darauf schlich sich Andreas einmal kurz vor Mittag ums Haus herum, da sprach ihn ein Amerikaner in einwandfreiem Deutsch an: «Wo ist deine Mutter?»
«Sie ist daheim!»

«Sie soll mal herkommen!»

Der Junge war gleich wieder im Haus der Tante und gab die Nachricht weiter an die Mutter.

«Wos wuin de von mir?» Trotz der nicht unbegründeten Angst machte sie sich unverzüglich auf den Weg. Im eigenen Haus warteten vier gut Deutsch sprechende Amerikaner offenbar schon auf sie. Einer teilte ihr mit:

«Frau Moosbauer, wir waren auf der Gemeinde und haben uns erkundigt. Wir haben festgestellt, dass in ihrer Familie niemand bei der Partei war. Ihr Mann ist im Krieg geblieben, und sie haben vier Kinder. Wir schämen uns, dass wir in dieses Haus eingezogen sind und ziehen morgen wieder aus!» Nach etwa vier Wochen konnte die Familie wieder in ihr Haus zurückkehren und fand es bis auf die Löcher in der Vertäfelung und einen von der Hitze des Ofens angesengten Schrank unversehrt vor. Die Mannschaft des Halbkettenfahrzeuges quartierte sich im nahegelegenen ehemaligen Haus des Juden Hans Zuntz ein, der bereits sieben Jahre zuvor herausgejagt worden war.

Die Kontakte mit den Besatzern hatten damit noch kein Ende gefunden. Auch weiterhin verkehrten Amerikaner im Moosbauerhaus, diesmal als Gäste¹. Sie brachten Mehl mit, und die Frau des Hauses buk ihnen davon einen Gesundheitskuchen, der ihnen ausgezeichnet schmeckte. Mit dem Kaffee, den sie dazu tranken, hatte es aber eine besondere Bewandnis. Kurz vor Kriegsende nämlich war eine SS-Einheit im Zugspitzdorf gelandet. Sie hatte mehrere Material- und Verpflegungswagen mit sich geführt und die Vorräte noch im Baderseeweg an die Dorfbevölkerung verteilt, bevor sie sich in die umliegenden Wälder davongemacht hatte. Für die Moosbauers war bei der Gelegenheit eine grössere Menge Malzkaffee abgefallen. Die Amerikaner brachten zwar ihren eigenen Ness-Kaffee mit, doch der «SS-Kaffee», den ihnen Frau Moosbauer vorsetzte, schmeckte ihnen besser.

¹ Später wohnte ein Amerikaner, Mr. Kaar, dort zur Miete und feierte die Hochzeit mit seiner deutschen Frau und einer beeindruckend grossen Torte im Moosbauerhaus.

Der Chefpilot der Messerschmittwerke, Fritz Wendel, ist der erste, der die neue ME 262 in die Lüfte erhebt. Es handelt sich um das erste in Serie gebaute Flugzeug und soll laut dem Führer Adolf Hitler als «Blitzbomber» im Kampf gegen die Alliierten dienen. Dies löst erhebliche Kontroversen zwischen der Leitung der Luftwaffe und dem Führer aus. Es heisst, dass das Flugzeug als Bomber untauglich und ein Jäger sei. Hitler weigert sich, dieser Annahme zuzustimmen und überwirft sich nach der offiziellen Vorstellung des Fliegers am 26. November 1943 mit der Luftwaffenführung. Diesen Auseinandersetzungen sowie den technischen Mängeln ist es hauptsächlich zu verdanken, dass die deutschen Streitkräfte gegen Ende des Krieges nicht genügend Kampfflugzeuge dieser Art zur Verfügung stehen hatten, um noch massgeblich in das Kriegsgeschehen eingreifen zu können.

Während der Kriegsjahre von 1941 bis 1945 werden 1433 ME 262 gebaut, rund 800 kommen bei der Luftwaffe der Wehrmacht zum Kriegseinsatz. Trotz der Zerwürfnisse gilt das Jagdflugzeug als eines der fortschrittlichsten Kampfflugzeuge seiner Zeit und treibt nach Kriegsende die Entwicklung stahlgetriebener Kampfflugzeuge entscheidend voran.

20. «BLITZBOMBER» UND GEFÄHRLICHES BROT FÜR DIE ZWANGSARBEITER

Den ursprünglich aus Anlass der Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen 1936 gebauten Strassentunnel bei Eschenlohe nutzte man als Rüstungsfabrik, genauer gesagt zur Herstellung der Tragflächen des ersten Düsenjägers der Weltgeschichte – der ME 262, Hitlers technisch unausgereiften «Blitzbombers».

Wenn die bis zu 800 Ukrainer, Polen, Franzosen oder auch Holländer bei Schichtwechsel nach getaner Arbeit in den ausgelagerten Messerschmitt-Betrieben zurück in ihr Lager geführt wurden, befanden sich viele von ihnen in einem Zustand froher Erwartung. Sie wussten nämlich, wo auf ihrem «Heimweg» ins Lager das eine oder andere Stück Brot oder was man in der auch für Deutsche nicht üppigen Zeit gerade entbehren konnte, für sie versteckt lag. Sie griffen hinter einen Stein oder in einen Busch und mussten aufpassen, dass sie dabei nicht erwischt wurden – nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch im Interesse der Spender dieser wenn schon nicht Liebes-, so doch Mitleidgaben. Zwar hatten die Rüstungsarbeiter eine eigene Kantine neben den Tunnels, doch allzu kalorienreich war die Verpflegung sicher nicht.

Anna Bischoff beispielsweise, an deren Haus die elenden Gestalten tagtäglich vorbeimarschierten, wäre in diesem Falle arg in die Bredouille gekommen. Selbst der eigene Mann durfte nichts davon erfahren – und schon gar nicht der Schwiegervater Hans, der bei der SA war.

Ihre Hilfsaktionen blieben unentdeckt, nicht aber die von Maria Geiger, deren Mann Josef ebenfalls SA-Mitglied war und in Russland an der Front stand. Immer wieder gingen Meldungen beim Ortsgruppenleiter darüber ein, dass die Bäckerfrau den ausländischen «Fremdarbeitern», wie sie offiziell genannt wurden, überschüssiges Brot zukommen liess. Maria Geiger ging in ihrer selbstlosen Hilfsbereitschaft sogar noch

einen Schritt weiter: Sie drehte, wenn die Franzosen vorbeimarschierten, das Radio lauter, damit die internierten Männer etwas von der Aussenwelt mitbekamen. Schliesslich sah sich der Ortsgruppenleiter der NSDAP genötigt, einen Brief an die russische Front zu schicken. Als Josef Geiger erstaunt las, er solle doch etwas dagegen unternehmen, dass seine Frau daheim immer wieder das Radio aufdrehe und Brot her-schenke, schrieb der Unteroffizier in einem Infanterieregiment sofort zurück – aber nicht an seine Frau, sondern an den Ortsgruppenleiter:

«...Das ist eine ganz einfache Geschichte, Josef. Geh' du für mich nach Russland, dann geh' ich heim und regle das mit meiner Frau»

Maria Geiger wurde nicht angetastet und die französischen Zwangsarbeiter hofften weiterhin, auf ihrem Heimweg etwas Essbares in den bekannten Verstecken zu finden oder etwas von den Nachrichten zu hören.

Für den damals erst sechsjährigen Josef Dichtl stellte es eine arge Überwindung dar, den Samariter zu spielen. Er wusste zwar, dass auch Russinnen in den Tunneln arbeiteten und hatte auch schon mal mit der kleinen Dampflok in die mit hellgrünen Platten zu Fabrikhallen ausgekleideten Tunnel einfahren dürfen, doch der Bub stellte sich unter einem «Russen» ein wahres Ungeheuer vor. Der Vater war im Krieg, und der Bub verbrachte jede freie Minute bei der Tante. Bei strenger Kälte im Winter 44/45 war Josef Dichtl gerade bei ihr, als er eine junge Russin oder Ukrainerin in ihrer typischen langen, gesteppten Jacke die Krottenkopfstrasse herunterkommen sah. Unentwegt klatschte sie in die Hände und rief «Brot, Brot, Brot!». Die Tante holte einen Brocken Brot und schickte den Buben damit los. Voller Angst näherte sich der Bub der halbverhungerten Frau, überreichte den Brotkanten mit spitzen Fingern und drehte sich dann blitzartig um und rannte wieder zurück, um sich in Sicherheit zu bringen.

Besser ernährt waren in der Regel die Fremdarbeiter bei den Bauern. Viele trugen das «P» in der stehenden Raute auf der Brust, waren also Polen, doch auch die zahlreichen

Gefangenen aus den anderen östlichen Ländern oder Frankreich durften sich im Dorf frei bewegen, und trotz Verbot assen die meisten von ihnen mit der Bauernfamilie am Tisch. Wer sein Handwerk verstand oder Blechspielzeug herstellte, konnte sich mit Schwarzarbeit zusätzliche Mahlzeiten verdienen.

Dass es nach der Befreiung der insgesamt etwa 1'000-köpfigen Schar der Fremdarbeiter lediglich zu Diebstählen, aber zu keinen gröbereren Racheakten und Gehässigkeiten kam, mag auch darin begründet sein, dass ihnen zuvor von vielen uneigennütigen Menschen geholfen worden war. Doch es gab auch den umgekehrten Fall: In manchen Häusern richteten sich die Fremdarbeiter ein und warfen schon mal Federbetten vom Balkon. Zudem durften die Fremdarbeiter mit Billigung der Amerikaner plündern – was aber in den meisten Fällen eher einer Bettelei gleichkam. Lediglich dort, wo sich niemand wehren konnte, wurde im grösseren Umfang geplündert.



Eine von ukrainischen Fremdarbeitern kunstvoll aus DURAL-Blech hergestellte Kanne leistet Sepp Dichtl in Eschenlohe noch heute wertvolle Dienste



Eine alte Sickenmaschine aus dem Messerschmitt-Werk ist in der Schlosserei Geigl in Eschenlohe immer noch in Betrieb. Zwischenzeitlich war sie in Wallgau gelandet. Als das offenbar unverwüstliche Werkzeug wieder nach Eschenlohe verkauft wurde, sagte der Wallgauer: «Jetzt kimmt se wieda do hi, wo se scho amoi war!» – sie steht jetzt genau dort, wo sich bei Kriegsende das Ingenieurbüro des Regensburger Werkes befunden hatte

Wegkommen wollten die Fremdarbeiter auch selber, so schnell es ging. Oft gestohlen wurden daher Fahrräder, so auch das Rad von Jakob Mangold. Doch bereits am nächsten Tag wurde es nicht weit vom Haus im Strassengraben wiedergefunden. Der Dieb war mit der wegen Mangolds Beinprothese verkürzten Tretkurbel nicht zurechtgekommen und hatte eingesehen, dass er damit den weiten Weg nach Hause nicht schaffen würde. Vielleicht hatte er auch ein geeigneteres Vehikel gefunden.

Trotz der sicher unerfreulichen Zeit kehrten später einige Fremdarbeiter wieder an ihre alte Arbeitsstätte zurück. Nicht nur die Fremdarbeiter plünderten in den Wirren der Nachkriegszeit. Das unterirdische Messerschmitt-Werk lag jetzt nutzlos – und unbewacht – da. Bald kamen von überall her, auch von auswärts, Menschen mit Rucksäcken und Leiterwagen, Bauern mit Fuhrwerken, um mitzunehmen, was erstens nicht bewacht war, zweitens irgendwie brauchbar aussah und drittens transportabel war. Wer hätte auch die Wasserleitungsrohre, Maschinen und Werweisswas in dieser Auflösungssituation dringender gebrauchen können als die Bevölkerung?

Nachdem auch noch die grösseren, «für den Hausgebrauch» zu schweren Maschinen als Reparationsleistungen in der Sowjetunion abtransportiert waren, konnten die beiden Tunnel wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung übergeben werden und der Ver-

kehr wie schon zur Zeit der Olympischen Winterspiele durch die ersten Strassentunnel des Landkreises fliessen.

Das Konzentrationslager in Dachau ist das erste Lager dieser Art der SS und das einzige, das ohne Unterbrechung von 1933 bis zur Befrei' ung durch US-Truppen am 29. April 1945 existierte. Die SS sieht diese Institution als «Schule der Gewalt» an. Dachau gilt als «Vorzeigelager» und muss für zahlreiche propagandistische Zwecke erhalten. Im Gegensatz zu anderen KZ ist das Lager in Dachau nicht zur Vernichtung der Inhaftierten gedacht, allerdings können zahlreiche politische Morde auch hier nicht verhindert werden.

Insgesamt werden rund 200.000 Menschen inhaftiert, 41.500 ereilt in den Mauern des KZ das Todesurteil. Die Insassen stammen aus ganz Europa. Das KZ Dachau ist das erste Lager, in welchem ein SS-Lagerkommandant die alleinige Gerichtsbarkeit zugesprochen wird. In dem Bereich des KZ hat das sonst geltende Recht keine Bedeutung, es handelt sich hier um einen «Staat im Staat». Hier findet auch die Ausbildung der SS zum Einsatz in weiteren Konzentrationslagern statt. Dazu gehört vor allem die Anwendung von Folter und Prügelstrafe. Gemäss dem Motto «Toleranz ist Schwäche» werden hier die neuen Lagerkommandanten ausgebildet.

21. MIT EINEM FUSS IN DACHAU

*(nach Anna Katharina Rauschendorfer
und Peter Weissmann)*

«Sei staad, sonst kimmst nach Dachau!» war schon während der ersten Jahre der Nazi-Herrschaft eine oft ausgesprochene Warnung. Auch das Gebet «Lieber Gott, mach mich stumm, dass ich nicht nach Dachau kumm!» war in aller Munde. Obwohl niemand im Allgemeinen eine genaue Vorstellung von den Geschehnissen und Abläufen in einem Konzentrationslager hatte, war den Menschen im Krieg durchaus bewusst, dass Dachau keinen Sanatoriumsaufenthalt bedeutete und neben Kriminellen auch Nazi-Gegner verhaftet und dorthin gebracht wurden. Dass diese dort keine besonders sanfte Behandlung erfuhren, war ebenfalls offensichtlich.

Während der ersten Jahre kamen überwiegend Kriminelle und vor allem Kommunisten und sonstige vermutete Regimegegner, Zeugen Jehovas und Christen, welche aus ihrem Glauben heraus den Nationalsozialismus ablehnten, sowie Homosexuelle «in Schutzhaft» in das erste deutsche KZ. Die beiden Grainauer Gustl Speer und Leonhart Kraus erfuhren am eigenen Leib die harten Bandagen dieser Lager. Zuerst waren sie gemeinsam im KZ Mauthausen untergebracht, Speer wegen seiner Zugehörigkeit zu den Zeugen Jehovas und Kraus wegen seiner bekannt «frechen Goschn» bzw. despektierlicher Äusserungen über das NS-Regime. Beide kamen jedoch nach einiger Zeit wohlbehalten wieder nach Hause.

Dass Kraus trotz seines ersten KZ-Aufenthaltes sein Mundwerk allerdings nicht im Zaum halten konnte, wurde den beiden zum endgültigen Verhängnis. Kaum aus der «Schutzhaft» im KZ Mauthausen entlassen, sassen die beiden Schicksalsgenossen eines Abends auf einer Hausbank und es war wahrscheinlich Kraus, der sagte: «Des erste, was ma (im KZ) verliert, san de Zäh!» – Die Verpflegung im KZ war so schlecht war, dass die Häftlinge oftmals an Skorbut erkrankten. Diese systemkritische Äusse-

rung kam dem Falschen zu Ohren und wurde umgehend gemeldet. Bereits am folgenden Tag holte man die beiden Männer erneut ab. Diesmal sollten die beiden Männer das Lager nicht mehr lebend verlassen. Kraus wurde 49-jährig am 19. Jan. 1940 in Mauthausen erschossen; nur kurz darauf starb Speer im Alter von 51 Jahren im KZ Dachau.

Vielen Menschen wurden ihr Glaube und ihre Überzeugung in den Jahren des Zweiten Weltkriegs zum Verhängnis. Standhaftigkeit wurde vom Regime gefordert, doch wer in diesem «falschen Bereich» standhaft war, musste damit rechnen, sein Leben lassen zu müssen. So erging es auch Speer von Schlattan. Er wurde während des Krieges zu den Gebirgsjägern eingezogen und sollte nach Ende der Ausbildung vereidigt werden. Im Anschluss an die feierliche Zeremonie fragte der Offizier, der den Eid abnahm, ob jemand dabei sei, der den Eid verweigert habe. Speer meldete sich in fataler Konsequenz zum Gebot «Du sollst nicht lügen!» und gab an, dass ihm sein Glaube verbiete, diesen Eid auf den Führer abzulegen. Er kam augenblicklich «fort», was gleichbedeutend mit der Einlieferung ins KZ war, und wurde nie mehr gesehen.

Der NS-Lehrerbund wird von Hans Schemm und Fritz Wächtler bereits 1929 und damit lange Zeit vor Beginn des Zweiten Weltkriegs ins Leben gerufen. Er ist der Parteigliederung der NSDAP unterworfen. Sitz der Organisation ist in Bayreuth. Sein Ziel ist es, die nationalsozialistische Weltanschauung zur elementaren Grundlage jeder Erziehungsanstalt zu machen. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten etabliert sich der NS-Lehrerbund zur alleinigen Organisation dieser Art im gesamten Deutschen Reich. Jüdische Lehrkräfte sowie ein Drittel aller Lehrerinnen werden fristlos entlassen. War die Mitgliedschaft im Lehrerbund bislang noch freiwillig wird nun sämtlichen Erziehern diese anempfohlen. So gehören der Vereinigung während der Zeit bis 1945 rund 300.000 Mitglieder an.

22. PÄDAGOGISCH WERTVOLLE MASSNAHMEN

*(nach Anna Katharina Rauschendorfer
und Peter Weissmann)*

Wie praktisch allen Berufsorganisationen und Verbänden, so blieb auch der Lehrerschaft die Gleichschaltung nicht erspart und allen Pädagogen wurde der Eintritt in den NS-Lehrerbund nahegelegt. Aus Angst vor fatalen Konsequenzen unterwarfen sich nahezu alle diesem subtil verpackten «Befehl», nicht aber die junge Münchenerin und seit 1939 Grainauer Lehrerin Anna Katharina Rauschendorfer. Als bekennende Christin lehnte sie den Nationalsozialismus offen ab, während ihre Kollegen brav dem NS-Verband beitraten. So auch ihr Kollege Pentenrieder, der als «Nazi wider Willen» galt. Ursprünglich war er Sozialdemokrat gewesen und machte sich nach der Machtergreifung 1933 sogleich unbeliebt: Weil ihn das Schwenken der Hakenkreuzfähnchen im Unterricht störte, hatte er sie den Kindern abgenommen und in den Ofen geworfen. Trotz dieser frühen «Widerstandsaktion» wurde er nach Kriegsende ins Umerziehungslager Moosburg eingeliefert, nachdem er bereits 1944 wegen eines Lungenleidens in Vorruhestand gegangen war. Trotz allem war Pentenrieder stets um das Wohl seiner Mitbürger besorgt und hielt im Zuge dessen auch seine schützende Hand über die junge Kollegin Rauschendorfer.

Die Junglehrerin Rauschendorfer unterzog sich der 2. Lehramtsprüfung in der Volksschule, ohne die dazu nötige Zugehörigkeit zum «NS-Lehrerbund» vorweisen zu können. Ein nationalsozialistisch denkender Rektor hätte sie melden müssen, doch Pentenrieder schwieg: «Ich sehe Ihre Arbeit und anderes übersehe ich!», waren seine Worte. Anfeindungen seitens ihrer weiteren NS-treuen Kollegen blieben dennoch nicht aus.

Mit dem Ende des Kriegs und der Nazi-Herrschaft fand für die vielen regimetreuen Lehrer, wenigstens vorübergehend, auch die berufliche Betätigung ein Ende. Rau-

schendorfer konnte nach dem Umsturz aus ihrer regimefeindlichen Haltung allerdings auch keinen Vorteil ziehen – bei der grossen Schar von evakuierten und aus den Ostgebieten geflüchteten Kindern stand sie mit rund 300 Schülern erst einmal alleine da. Am Ende des Krieges waren zunächst eben wieder alle erst einmal gleich. Und zwar gleich arm in ihrer Situation. Als erste Lehrkraft im Landkreis erhielt sie aufgrund ihrer unbescholtenen Vergangenheit von der amerikanischen Behörde jedoch ein Zertifikat, das sie zum Unterrichten berechtigte. Doch es sollte noch einige Jahre dauern, bis wieder ein geregelter Unterricht möglich war. Nicht nur bei den Schülern, auch bei den Aushilfslehrern herrschte in den Nachkriegsjahren ein ständiges Kommen und Gehen. Immer wieder fiel Unterricht aus, weil trotz der gewaltigen Klassenstärken von bis zu 80 Schülern zu wenige qualifizierte Lehrer da waren bzw. unterrichten durften.

Die Veranlassung zur Gründung der Vereinigung «Lebensborn e.V» ergeht von Himmler, der Verein ist der SS unterstellt und staatlich gefördert. Ziel ist die Rettung und Erhaltung der «nordischen Rasse» und die Verbesserung des Lebens unter bestimmten «Zuchtkriterien », die der «Rassenideologie» unterstehen. Auch anonyme Entbindungen sind möglich, solange die Mütter den «arischen» Kriterien der NS-Ideologie entsprechen. Entsprechend dieser werden zu Beginn nur ledige Frauen aufgenommen, die den «rassenhygienischen»Anforderungen von SS-Bewerbern entsprechen. Dazu gehören unter anderem der Ariernachweis, der bis zum 1. Januar 1800 zurückverfolgt wird, die Ausfüllung eines Erbgesundheitsbogens sowie ein ärztlicher Untersuchungsbogen. Eben diese Unterlagen müssen gleichsam vom potenziellen Vater eingereicht werden.

Im August 1935 wird das erste Lebensborn-Heim in Oberbayern mit 30 Betten für Mütter und 55 Kinderbetten eröffnet. Während des Krieges können im Lebensborn rassistisch einwandfreie Frauen aus den Besatzungsgebieten, die von deutschen Besatzungssoldaten geschwängert worden waren, ihre Kinder zur Welt bringen.

23. «WER ÜBER MICH SPRICHT UND DIE MEINEN...

(nach Heinz Klatte)

*... der gehe nach Haus und betrachte die Seinen! Findet er dort kein Gebrechen,
dann darf er über mich und die Meinen sprechen!»*

Dieser Spruch hing in Heinz Klattes Wohnzimmer. Das Kriegsschicksal hatte ihn dort hin getrieben. Mit nichts als seiner Hände Arbeit baute er sich nach dem Krieg eine Spedition auf und wurde dadurch wohlhabend und zum Förderer der Jugend und der Künste. Viele Jahre zuvor aber gehörte er dem I. BtL, Rgt. 98, der 1. Geb.Div. an und stand mit seiner Einheit in Prevesa in Griechenland.

In einem Brief an einen Kameraden im Jahre 1998 berichtet er von einer wenig beachteten Facette des Krieges – den Kontakt von Wehrmachtssoldaten zu einheimischen Frauen:

« ... In einer kleinen Kapelle am Hafen von Prevesa in Griechenland stand ich Ehrenwache bei unserem Regimentskommandeur, der ganz in der Nähe umgebracht worden war.

In Prevesa war ich auch eine Zeitlang Wachhabender bei einer grossen erbeuteten italienischen Bäckerei. Unser Kompaniechef Eisinger wusste von meiner guten Ausbildung auf den Militärschulen I Vor allem aber hatten ihm meine Kameraden beigebracht, dass für mich kein anderes Mädchen infrage kam als meine

¹ Gemeint ist dabei vor allem die Unteroffiziersschule Annaburg.

Freundin in der Heimat. Die ungezogene Folge davon war, dass ich als Wachhabender ins Puff von Prevesa abkommandiert wurde. Die jungen Griechinnen waren sehr hübsch, aber für einen ehemaligen Annaburger Schüler ² vollkommen tabu.

Die geilsten Böcke dort waren die verheirateten Kameraden. Auf meine Weise habe ich ihnen das Pulver etwas verdorben. Alle Dienstgrade ohne jegliche Ausnahme mussten eine Sanierungsspritze mindestens für 10 Minuten in ihrem Kanonenrohr behalten. Alle tanzten von einem Bein auf das andere, da die Spritzen angeblich hundsgemein brannten.

Mein frommer Spruch lautete immer: «Meine Herren, ihre Frauen werden sich noch bei mir bedanken, denn Sie bringen garantiert keinen Tripper mit nachhause und bleiben zeugungsfähig!» Anscheinend war ich aber etwas zu streng, denn ich wurde nach 2 Tagen wieder in die Bäckerei versetzt und kurz darauf abgestellt zum Hochgebirgsbataillon 3 nach Italien in die Stellungen bei Monte Cassino.»

In diesem Brief nimmt Heinz Klatte auch Stellung zum Thema Vergewaltigung und schreibt:

«... Lieber Wolfgang, du darfst ganz sicher sein, dass es mir niemals einfallen würde, dem russischen Volk Schuldzuweisungen über die Ausschweifungen der Roten Armee zu machen. Das gleiche aber erwarte ich auch von den Russen. Die Duldung und auch die Anweisung zu Vergewaltigungen von den Roten Kommissaren an ihre Soldaten hat es gegeben und ist nachweisbar durch russische Dokumente.

² Bei der Annaburger Schule handelt es sich um eine Knaben-Erziehungsanstalt.

Niemals aber hat es in der deutschen Armee solche Befehle gegeben. Mit unserer Erziehung in der Annaburger Schule waren solche Sauereien vollkommen undenkbar, dass es Einzelfälle auch bei uns gegeben hat, wird nicht bestritten. Noch heute würde ich jeden um einen Kopf kürzer machen, der eine Frau oder noch schlimmer ein Kind vergewaltigt. (...)

Da bei uns deutschen Soldaten ein sehr, sehr offenes Wort gesprochen wurde, kann ich nur sagen, dass eine Vergewaltigung nie niemandem akzeptiert und geduldet worden wäre. Kriegsgericht und Strafbataillon wären garantiert die Folge gewesen.»

Für ungewollt geborene Kinder gab es in den Häusern der Einrichtung «Lebensborn» eine Zufluchtsstätte. Doch auch hier, wie so oft in den Zeiten des Krieges, täuschte in vielen Dingen der Schein. Viele Tausende Besatzungsbabys wurden hier geboren. Die «Lebensborn e.V.» war ein staatlich geförderter Verein unter Führung der SS. Unter dem Gesichtspunkt der «Rassenhygiene» sollte hier die Quote «reinrassiger» Kinder aus ausserehelichen Verbindungen erhöht werden. Die einheimischen Frauen, die sich von einem deutschen Besatzungssoldaten hatten schwängern lassen, konnten auf diese Weise «ohne Schimpf und Schande» durch ihre Landsleute ihre Kinder zur Welt bringen.

Zu Beginn des Krieges stiftet Adolf Hitler das Kriegsverdienstkreuz. Mit diesem sollen Verdienste gewürdigt werden, die zwar zum erhofften «Endsieg» beitragen sollen, aber nicht unmittelbar mit den eigentlichen Kampfhandlungen in Verbindung stehen. Hitler reagiert damit auf den Umstand, dass es im 1. Weltkrieg keinen Orden gibt, der die Leistungen in der Heimat oder im rückwärtigen Fronteinsatz ausreichend würdigt.

Dass die Träger des Kriegsverdienstkreuzes bei den Frontsoldaten als «Etap-

penhengste» verschrien und nicht sonderlich beliebt sind, ist aus deren Sicht durchaus verständlich und trifft bei so manchem Funk' tionär, der die Front lediglich vom Hörensagen kennt und sich sehr gerne hinter den kämpfenden Einheiten in der sicheren Heimat versteckt, auch sicherlich einen wahren Kern. Auf derartige Personen trifft auch der Soldat Helmut Schmidt, als die Front in Oberbayern im April 1945 zu bröckeln beginnt und der Einmarsch der Amerikaner unmittelbar bevorsteht. Seine Erfahrungen schildert er im folgenden Kapitel.

24. DAS KRIEGSVERDIENST- KREUZ

(nach Helmut Schmidt)

Wie in jeder Gesellschaft, so gab es auch in der soldatisch geprägten Männergesellschaft der NS-Zeit solche und solche. Die einen – und dabei handelte es sich um die grosse Mehrheit – mussten in den schweren Kriegsjahren den Kopf hinhalten. So wie Leutnant Helmut Schmidt aus Stuttgart, der in der Garmischer Jägerkaserne bei der 8./Geb.Jg.Rgt. 98 ausgebildet wurde und danach bei der 4. Geb.Div. in Polen, Russland, Rumänien, der Tschechei und Ungarn eingesetzt und dabei insgesamt viermal verwundet worden war. Daneben gab es jedoch auch solche, die sich ihre militärischen Meriten weit abseits der Front erwarben und auch keine Lust hatten, den so lange vermiedenen Pulverdampf noch ganz zum Schluss des Krieges einzuatmen.

Die Einen trugen das im Kugelhagel erworbene Eisernes Kreuz und die Anderen das schlankere Kriegsverdienstkreuz, das häufig Parteifunktionären ohne persönliche Kriegserfahrungen in der damals noch sicheren Heimat um den ungefährdeten Hals gehängt worden war.

Helmut Schmidt machte bei Kriegsende seine Erfahrungen mit diesen Würdenträgern. Er war wegen eines Arm- und Brustdurchschusses zuerst im Lazarett «Roter Hahn» und ab dem 11. Januar 1945 im «Sportlazarett Riessersee» gelandet und schildert 56 Jahre danach seine Sicht auf die letzten Kriegstage:

(...) So beschloss ich mit meinem Freund Toni Lensler, ebenfalls Offizier im Rgt. 98, den Heimweg Richtung Stuttgart anzutreten. Wir marschierten über Oberau und Oberammergau bis Rottenbuch. Dort kamen uns Soldaten aller Waffengattungen in völliger Auflösung entgegen. Die Parole lautete: Abhauen, die Amerikaner kommen! An ein Weiterkommen war unter diesen Umständen nicht mehr zu denken, also drehten auch wir um und landeten wieder in Oberammergau.

Dort stand an der Strasse mitten unter den versprengten Soldaten ziemlich hilflos ein «preussischer» Infanterieoberst in heftiger Diskussion. An seinem Kriegsverdienstkreuz als einziger Dekoration ersah man, dass er die Front nur vom Hörensagen kannte. Als er mich sah, rief er erfreut aus: «Ah, da kommt ein Kaiserjäger! Bitte kommen Sie, ich ernenne Sie hiermit zum Ortskommandeur von Oberammergau. Gehen Sie bitte zum Rathaus, ich muss schnellstens zum Stab!» Zu welchem sagte er nicht.

Bevor ich die Situation richtig begriffen hatte und Fragen stellen konnte, war er weg und ward auch nicht mehr gesehen. Zu den umstehenden Soldaten sagte ich noch, sie sollten schauen, dass sie weiterkommen, und ging dann kurz zum Rathaus und erklärte dort, dass ich den Auftrag in keiner Weise ausführen werde, und verabschiedete mich.» (...)

Wir beide machten uns mit dem Ziel Divisionsstabsgebäude auf dem schnellsten Weg nach Garmisch auf. Wir waren ja aufgrund unserer Verwundungen idfg. av. geschrieben und hofften deshalb, dort jemanden zu finden, der uns aus der Wehrmacht entlassen würde. Leider war dies ein fürchterlicher Trugschluss, denn es herrschte eine fürchterliche Aufregung. Die hohen Herren waren alle damit beschäftigt, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Zu allem Unglück liefen wir dem berüchtigten SS-General Hauser in die Hände, der uns sofort an die «Front» in Rottenbuch abkommandieren wollte. Als ich ihm erklärte, dass wir von dort kämen und die Front nur aus flüchtenden Soldaten bestünde, bezichtigte er mich der Lüge und schrie, das wäre Wehrkraftzersetzung. Dann faselte er etwas von einem Alpenkorps, das unter Führung der Waffen-SS aufgestellt würde. Er befahl uns daher zu warten, bis er zurückkäme, um weitere Anweisungen zu erteilen. Kaum war er in eine Besprechung geeilt, verschwanden wir durch ein ebenerdiges Fenster in den Garten und in Richtung Partenkirchen. Dabei trafen wir noch zwei uns bekannte Offiziere unseres Regiments, die im Lazarett waren. Wir beschlossen zusammen weiterzumarschieren, da wir alle aus der Stuttgarter Gegend stammten.

Ziel war zuerst der Eckbauer, da sich dort angeblich ein Luftwaffengeneral mit seinem Stab aufhalten sollte. In der Hoffnung, dass dieser uns aus der Wehrmacht entlassen könne, stiegen wir auf den Berg. Was wir jedoch vorfanden, war ein General, der betonte, für uns absolut keine Zeit zu haben, er müsse die «Übergabe» vorbereiten. Auf Wiedersehen, meine Herren!

So stiegen wir weiter auf die Wettersteinalm und bezogen dort Quartier. Nach einigen Tagen stellte sich uns jedoch die Frage: Lst der Krieg schon aus?

Dies auszukundschaften war nach einer Knobelrunde meine Aufgabe. Die erste «Feindberührung» hatte ich kurz nach dem Skistadion und musste dort eine kurze erste «Gefangenschaft» überstehen.

Der bewachende Sergeant glaubte mir schliesslich, dass ich in der Gegend wohne und liess mich weiterziehen. In Garmisch besorgte ich mir bei Freunden einen Rucksack mit Zivilklamotten und kam dann ziemlich abenteuerlich wieder auf die Alm zurück. Tags darauf brachen wir auf querbeet durchs Ammergebirge. Bei einer Rast im Wald kam plötzlich ein Jeep mit vier schwer bewaffneten Amerikanern um die Ecke und wir waren gefangen. So schnell ging das. Wir ergaben uns in unser Schicksal, da es nun sinnlos war, die Flucht fortzusetzen. Wir wurden einzeln nach Schloss Linderhof transportiert und von dort nach Garmisch ins Olympia-Eisstadion gebracht. Dieses war anfänglich nur als Sammellager vorgesehen und so wurden auch wir nach einem Tag auf einen Lkw verladen, um wie üblich nach Ulm zu den Franzosen gebracht zu werden. Nach zwei Stunden hiess es jedoch plötzlich: Alles absitzen und zurück ins Stadion! Garmisch wird ab sofort Gefangenenlager.

Die Amerikaner hatten nämlich inzwischen herausgefunden, dass die Franzosen die angelieferten Soldaten postwendend nach Südfrankreich, etc. transportierten, um sie dort in Bergwerken arbeiten zu lassen oder ähnlichen Aufgaben unter sehr schlechten Bedingungen auszusetzen. Im Stadion selbst wurden Mannschaften und Offiziere getrennt. Die Letzteren bezogen die oben gelegenen Wirtschaftsräume und Radiostudios. Nach einigen Tagen verkündete eine kleine Gruppe unter Worführung eines Obersts, dass sie beschlossen hätten, einen Stuben- und Kaffeeholdienst einzurichten. Nach Einsicht in den Zeitplan stellte ich jedoch fest, dass von diesen hohen Herren keiner eingeteilt war. Auf meine Frage hin, warum dies nicht der Fall sei, wurde mir geantwortet, dass dies nicht standesgemäss sei. Auch diese Herrschaften hatten als höchste Auszeichnung das Kriegsverdienstkreuz erhalten, hatten ihre Nächte in all den Kriegsjahren in warmen Betten verbracht und waren stets bedient worden. Ich brachte dies deutlich zum Ausdruck und erklärte, dass wir uns nicht an dem Dienst beteiligen würden, solange Ausnahmen gemacht würden.

Zum Glück stellte ich kurz darauf fest, dass der Oberfeldweibel der Fahrbereitschaft, die jeden Tag mit zwei Lkws im Olympia-Skistadion Verpflegung holen musste, ein Landsmann aus meiner engeren Heimat war. Als ich ihm von dem Theater erzählte, gewährte er mir grosszügig «Asyl» und ich zog um.

Ein für mich äusserst kritischer Moment ergab sich, als wir eines Tages mit nacktem Oberkörper und über dem Kopf verschränkten Armen an einem jüdischen Offizier vorbeigehen mussten. Zu meinem Schrecken wurde ich mit der Begründung aussortiert, ich sei SS-Offizier. Auf meinen Protest hin zeigte der Captain auf eine Narbe an der Innenseite meines linken Oberarmes. Dort sei meine Blutgruppe eintätowiert gewesen, wie es bei der SS üblich gewesen sei, und ich hätte sie operativ entfernen lassen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich überhaupt nicht gewusst, dass es eine solche Tätowierung bei der SS gegeben hatte. Es war ein äusserst hartes Stück Arbeit, diesen Mann davon zu überzeugen, dass ich ein ganz normaler Gebirgsjäger war. So ging dieser Kelch doch noch an mir vorüber und führte sogar zu einigen sehr ernsthaften Gesprächen.

Anfang Juni wurden dann diejenigen entlassen, die in der amerikanisch besetzten Zone wohnten. Da Stuttgart von den Franzosen besetzt war, gab ich einen anderen Ort an und wurde nach Göppingen entlassen.

1. SEPTEMBER 1944

Hitler erteilt seinen Truppen im Balkan den Befehl zum Rückzug. Ein Halten der Stellungen ist aufgrund der immer weiter vordringen' den sowjetischen Truppen nicht mehr möglich.

11. OKTOBER 1944

Beginn des Angriffs auf Belgrad. Deutsche Auffangstellungen am Avalaberg werden durchbrochen. Das 4. mechanisierte Gardekorps der Sowjets unter der Führung von Generalleutnant W.L. Shdanow dringt am 14. Oktober in den Süden Belgrads ein.

20. OKTOBER 1944

Die Sowjets erobern die Stadt Belgrad. Dieser Tag wird zum Nationalfeiertag des Balkanstaates erklärt. Die Niederlage und Zerschlagung der Heeresgruppe E wird von den sowjetischen Truppen jedoch nicht erreicht.

25. RETTUNG AM AVALABERG

(nach Alois Eisl und Terne Dix)

Während so mancher Glückliche mit Heimatschuss in einem Lazarett nach Möglichkeit dem «Heldenklau» zu entgehen versuchte, kämpften viele Soldaten beim Ausbruch aus dem «Kessel von Belgrad» am Avalaberg, etwa 15 km südlich von Belgrad, verzweifelt um ihr Leben. Schuld daran war in erster Linie eine offenbar völlige Fehl-

einschätzung der Lage von Seiten des Generalkommandos. Anstatt sich Gedanken darüber zu machen, wie man die etwa 20.000 Mann der Korpsgruppe Stettner mit der 1. Geb.Div. und der ihm unterstellten 117. Jg.Div. «Prinz Eugen» vor einer Einschließung bewahren und angesichts der drückenden feindlichen Übermacht rechtzeitig einen Absetzbefehl geben könnte, mussten die Kampfeinheiten russische Brückenköpfe an der Donau eindrücken.

Doch nicht nur diese beiden Divisionen standen unter akuter Bedrohung: Den Gebirgsjägern hatte sich während des Marsches querfeldein nach Norden eine weit über tausendköpfige Schar von Versprengten aus dem aufgegebenen Schwarzmeerraum angeschlossen. Diese Soldaten aus fremden Einheiten (Organisation Todt und sonstige Wehrmachtsangehörige) sowie viele Frauen hofften, im Gefolge und Schutz der ruhmreichen 1. Geb.Div sicher in die Heimat zu gelangen.

Mit dem Fall von Belgrad aber war die Falle zugeschnappt und die Männer mit dem Edelweiss an der Mütze eingeschlossen von den weit überlegenen Truppen der Roten Armee im Norden und den Tito-Partisanen im Rücken. In diesem Kessel durfte wegen Munitionsmangel ab Mitte Oktober nur noch mit Genehmigung der Division geschossen werden; am Abend übergab man die während des Tages Verwundeten aufgrund von Versorgungslücken in die Hände serbischer Zivilisten.

Wie konnte das geschehen?

Der Kommandeur der 1. Geb.Div., Generalleutnant Stettner Ritter von Grabenhofen, befand sich in einer ähnlich tragischen Lage wie zwei Jahre zuvor General Paulus mit seiner 6. Armee in Stalingrad. Beide wagten wider besseres Wissen nicht, einer offiziellen Anordnung zuwider zu handeln und den Ausbruchbefehl zu geben.

Dass von den Gebirgsjägern ein weitaus höherer Prozentsatz am Leben blieb als von den Stalingrad-Truppen ist in erster Linie dem entschlossenen Handeln des Regimentskommandeurs zu verdanken, dem gebürtigen Wolnzacher Major Alois Eisl. Für Tapferkeit und taktisches Geschick bei den Abwehrkämpfen an der bulgarischen Grenze wurde er mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.

Hier bei Belgrad war dies nicht mehr möglich. Die Übermacht war inzwischen zu

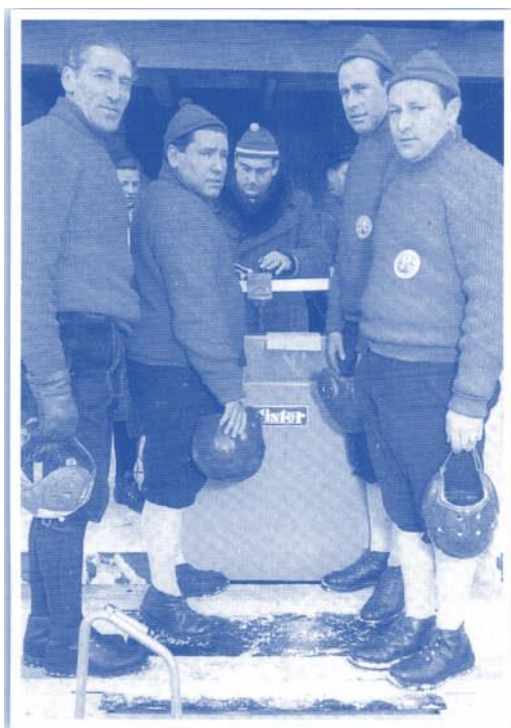
gross. Die Russen hatten Belgrad schneller erreicht als die deutschen Truppen und Stettner hatte Befehl von oben, mit seiner kampferprobten 1. Geb.Div. die heftig umkämpfte Stadt zu entsetzen, um damit gleichzeitig nach Norden den Einschliessungsring zu durchbrechen. Nun war aber Belgrad bereits nahezu vollständig von Partisanen und Russen eingenommen und die Sachlage damit gänzlich anders als zuvor eingeschätzt.

Doch Stettner hielt stur am Befehl fest. Da kam Eisls Leuten das Glück zu Hilfe. Sie griffen den versprengten und völlig erschöpften Oberst Scherenberg des Sturmregiments Rhodos auf, der mit seinen Leuten eingeflogen und ohne grosse Angriffsvorbereitung in den Kampf um Belgrad geworfen worden war. Unverzüglich brachte er den Mann zu den Generälen Stettner und Wittmann.

Als dieser berichtete, dass er mit seinem Regiment beim Sturmangriff nicht einmal durch die Vororte der Stadt gekommen sei und seine Einheit bereits vor Erreichen des Stadtzentrums restlos aufgerieben worden war, dämmerte von Stettner offenbar, welcher furchtbaren Fehler er begangen hatte und gab dem Drängen Eisls endlich nach: Durchbruch zum Avala! Doch auf dem Weg zu diesem kegelförmig bewaldeten Berg muss-

te die nach Belgrad führende Strasse überwunden werden, wo ein russisches Geschütz neben dem anderen schon auf die Ausbrecher wartete.

Doch der Div. Kdr. war inmitten des Chaos um ihn herum offenbar paralytiert und nicht mehr in der Lage die richtigen Entscheidungen zu treffen. In dieser schier aussichtslosen Lage war es erneut Eisl, der



Dix Terne als Vizeweltmeister im Viererbob bei der WM 1954 in Cortina auf der Waage. Von links: Festl Wackerle, Hans Rösch, Dix Terne, Michl Pössinger (man beachte die Rennkleidung)

das Heft in die Hand nahm und den Ausbruch nicht nur veranlasste, sondern auch leitete.

Eisl löste die sich bereits in der Vorbereitung auf den Angriff befindlichen Einheiten aus ihren Stellungen, verständigte die Bataillone und verschiedene Einheiten, gab Befehl zur Vernichtung der schweren Geräte und Fahrzeuge und gliederte die Division für den bevorstehenden Nachtangriff auf die von den Russen mit vier Divisionen abgeschirmte Avala-Strasse. Unter Zurücklassung sämtlicher Fahrzeuge, Geräte und schwerer Waffen machten sich Tausende mit Sturmgepäck und Handfeuerwaffen auf den Weg ins Ungewisse. Viele wussten nicht einmal, dass sie eingeschlossen waren.

Der Stabsgefreite und Fahrer des Werkstatt- und Materialwagens der Nachrichtenabteilung 54/3. Kompanie, Terne Dix, schildert seine Rettung aus dem «Kessel von Belgrad»:

«... Es war 2 Uhr in der Nacht. Zusammen mit Lorenz Werneck und anderen hatte ich mich auf eine Geländestufe oberhalb des Talkessels gerettet. Vor kurzem waren wir im Tal noch Partisanen in deutschen Uniformen begegnet. Wir erkannten sie, sagten kein Wort und machten uns davon. Vielleicht hielten sie uns ebenfalls für verkleidete Partisanen, denn sie schossen nicht auf uns. Von oben dröhnte immer wieder der Propagandalautsprecher der Russen:,... Hört auf zu kämpfen! Legt die Waffen nieder! Es hat keinen Sinn mehr! Ergibt euch, bei uns bekommt ihr Pudding als Nachtisch!...

Es regnete in Strömen. Wir sassen im Kreis beisammen, als eine Granate einschlug und zum Glück im Schlamm steckenblieb. Da erschien Alois Eisl auf einem Schimmel und sammelte die versprengten Einheiten zusammen. Neben uns lagen Einheiten einer preussischen Division (117. Jg.Div. «Prinz Eugen». Die Männer waren auch fix und fertig und drauf und dran, der russischen Propaganda nachzugeben und zu desertieren. Eisl machte ihnen klar, dass sie beim Durchbruchversuch mitmachen mussten, und dann hiess es nur noch: ‚Rette sich, wer kann‘!

Der Hauptmann Gessler übernahm unseren Haufen und führte uns, etwa 200 Mann, zwei Tage und Nächte lang querfeldein nach Norden und Westen. Auch deutsche Nachrichten-Mädchen waren dabei. Sie hatten Glück, viele von ihnen waren bereits den Russen oder Serben in die Hände gefallen und vergewaltigt oder erschossen worden. Wir hatten nichts mehr, keine schweren Waffen, keine Feldküche. Am Fusse des Avalaberges mussten wir eine Strasse, die nach Belgrad führte, überqueren. Wir lagen im Strassengraben und sahen, wie sich ein russischer Panzer näherte. Ein Jäger hatte noch eine Panzerfaust dabei und konnte ihn erledigen. Voller Angst rannten darauf Hunderte über die Strasse und stürzten auf der anderen Seite die Böschung hinunter. Dann stiessen wir auf eine Bahnlinie, der wir folgten. Wir hatten schreckliche Angst, dass uns darauf die Russen folgen konnten und sprengten die Geleise mit unseren letzten Handgranaten. Schliesslich erreichten wir einen Bahnhof. Im Gebäude waren die Bewohner wohl gerade geflüchtet, denn ein gebratenes Huhn stand auf dem Tisch. Mit Heiss hunger machten wir uns darüber her und freuten uns, bis einer meinte, das Huhn könne ein vergifteter Köder gewesen sein. Wieder hatten wir arge Angst, einige wurden regelrecht hysterisch und warteten auf die einsetzende Wirkung des Giftes.

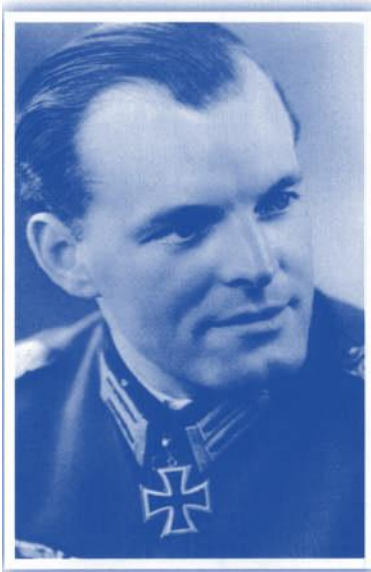
Als wir die Save erreichten, schwammen immer wieder die Leichen von toten Kameraden vorbei, gingen in einem Strudel unter, kamen wieder hoch. Es war furchtbar, und ich wundere mich heute, welche Kräfte man in einer solchen Situation freisetzen kann. (...) Mit der Zeit war jede Last zuviel. Mein Kamerad Xiri Lorenz hat seinen Rucksack weggeschmissen und seine paar Sachen zu meinen Hemden und dem Zahnbürstl dazugepackt. Wir hatten nur eine Decke. Die paar Stunden, die wir schliefen, mussten wir ein «Löffelchen» machen, damit sie für uns beide reichte.

Schliesslich flog eine JU52 über unsere Köpfe hinweg. Sie hat nach uns gesucht und wackelte zu unserer grossen Freude mit den Flügeln als Zeichen, dass uns der Pilot gesehen hat. Bald danach sind uns auch deutsche Soldaten entgegengekommen und wir waren gerettet...»

Der unglückliche Div. Kdr. v. Stettner, der sich ebenso wie sein Div. Kdr.-Kollege Wittmann vertrauensvoll in die Hand Eisls begeben und lange Nachtstunden hinter ihm hermarschiert war, kam nicht lebend aus dem Kessel heraus. Am 18. Okt. gegen 3.00 Uhr morgens erfüllte sich sein Schicksal bzw. verlor sich seine Spur. Major Eisl berichtet:

«Plötzlich krachte es weiter vorne und man hörte ganz deutlich das Rattern mehrerer Maschinengewehre. Eine jähe Stockung im geplanten Ablauf trat unvermittelt ein. Ich sagte zu Stettner, ich steig auf mein Pferd und reite nach vorne, um zu sehen, was jetzt zu tun ist. Das waren die letzten Worte, welche ich in dieser Nacht mit Stettner wechselte, leider für immer.»

In den darauffolgenden Stunden und Tagen erlischt der Glanz der ruhmreichen 1. Geb.Div. und Grauenhaftes spielt sich tausendfach am Fusse des Avala-Berges



Alois Eisl, Major und Rgt. Kdr.98, von seinen Jägern als der «Retter von Belgrad» bezeichnet. Er bewahrte durch sein eigenmächtiges Handeln unzählige Menschen vor dem Tod

ab. Bei der Dunkelheit und Nässe und ohne Funkverbindung geht jede Ordnung verloren. Jeder muss nun auf eigene Faust um sein Überleben kämpfen.

Die scheinbar hoffnungslose Lage veranlasste General Wittmann, nun ranghöchster Offizier, zu dem Befehl, die 1. Geb. Div. solle sich in Gruppen von 30 Mann in Richtung Sarajewo durchschlagen. Eisl widersprach auf der Stelle: «Wir ziehen nicht raubend und plündernd durchs Land!» Damit war das Thema wieder vom Tisch.

Stettners Schicksal wird wohl ewig im Dunkeln bleiben. Es blieb lediglich eine blutige Uniformjacke, die anhand der Rangabzeichen und militärischen Aus-

zeichnungen als die seine identifiziert wurde. Um seinen Tod ranken sich bis heute Gerüchte. Nicht wenige, darunter auch Eisl, vermuteten Selbstmord – angesichts der Lage, in die er die Division durch sein Zaudern gebracht hatte. Andere meinten sogar, er sei von den eigenen Leuten «verräumt» worden. Wahrscheinlicher aber ist, dass er den Tod durch Feindeshand gefunden hat, denn viele Jäger haben gehört, was ein russischer Lautsprecher am Abend des 18. Oktobers durch die Nacht plärrte:

«Ergebt Euch, wir haben euren Kommandeur! 5.000 von euch sind schon gefallen!»

21. OKTOBER 1944, 12:05 UHR

Oberst Wilck kapituliert in der Schlacht um Aachen. Die Deutschen müssen sich den alliierten Truppen geschlagen geben. Das US-Korps nahm rund 12.000 Gefangene. Sie mussten durch die Ruinen Aachens marschieren. Von den 5.000 Soldaten des Volkssturms, die Wilck unterstellt waren, gingen etwa 3.400 in die Gefangenschaft.

OKTOBER 1944

Die Stadt Sabac, Serbien wird von den Deutschen während des Zweiten Weltkriegs fast vollständig zerstört. Sie erbauten ein KZ mit rund 25.000 Inhaftierten, darunter 20.000 Menschen aus umliegenden Orten. Ende 1944 wird die Stadt von jugoslawischen Partisanentruppen zurückerobert.

26. DER HUND VON SABAC

(nach Alois Eisl)

Völlig abgerissen, ausgehungert, viele in Socken oder barfuss mit kaum noch Haut auf den Fusssohlen, weil den Jägern nach Tagen in den nassen Stiefeln die Füße angeschwollen waren und sie die Schuhe weggeworfen hatten, ohne ihre Stahlhelme, die beim Laufen nur auf die Nasenwurzel schlagen und verhindern, dass man beim Angriff Befehle hört – so hatten sich Tausende von Überlebenden aus dem Kessel von Belgrad die Save entlang vorgekämpft, immer in Angst vor überholender Verfolgung durch die Russen oder Partisaneneinheiten, von denen kein Pardon, sondern ein oft grauenvoller Tod zu erwarten war. Nach drei Tagen ohne Lebensmittelversorgung und durchmarschierten kalten Nächten kamen die Männer in erbarmungswürdigem Zustand im Ort Sabac in Serbien an.

Nur noch im Besitz von Handfeuerwaffen hatten sie die russischen Stellungen am Avala und viele Panzer im Nahkampf genommen, schwerstes Artillerief Feuer überstanden, die steglose Save mit Hilfe aller möglichen Holzstücke überquert und sich dabei immer wieder Partisanenüberfällen erwehrt. Fast vier Tage schlimmer Hunger lag hinter den Überlebenden, denn wenn ihnen Zivilisten etwas zu essen anboten, hatten es die meisten aus Angst vor Vergiftung nicht angenommen.

Das zwei Divisionen starke Korps Stettner galt für die Führung, die der Truppe das ganze Schlamassel eingebrockt hatte, bereits seit zwei Tagen als verschollen und war beim OKW bereits aufgegeben worden, als die ersten Gebirgsjäger grüppchenweise in Sabac, wo sich eine deutsche Kommandantur befand, einmarschierten.

Da kommt ihnen in Sabac auf dem erhöhten Bürgersteig so ein piekfeiner Pinkel von Hauptmann entgegen. Er trägt eine Schirmmütze mit Schnur, gewichste Stiefel, schweinslederne Handschuhe und fuhr einen Windhund spazieren. Der Mann ist den Jägern, die gerade so viel durchmachen mussten, in seiner Aufmachung ein Dorn im Auge. Feindseliges Murren wird laut.

«Den Hund daschiass ma!», hört Major Eisl einen Kraftfahrer rufen. Bevor er reagieren kann oder will, fallen Schüsse und der Hund liegt tot auf der Strasse.

Der Vorfall hat Konsequenzen. Major Eisl, der Mann, der soeben Tausenden durch sein entschlossenes Handeln das Leben gerettet hat und mit seiner Tat als der «Retter von Belgrad» in die Geschichte der 1. Geb.Div. eingegangen ist, wird zum Rapport bestellt. Der Etappenhengst klagt über den Verlust seines Hundes, der besonders hart sei, weil er schliesslich zur Verpflegung der Wehrmacht in letzter Zeit Hasen gejagt und sein Hund ihm bei dieser wichtigen Aufgabe wertvolle Dienste erwiesen habe.

Eisl muss sich noch ein weiteres Mal massregeln lassen. Er liess nach der Ankunft in Sabac für seine ramponierten Männer aus einem Wehrmachtsdepot einen Lastwagen voller Schuhe und Uniformen holen – Vorhaltungen statt Worte des Dankes oder Anerkennung für die Rettung der Division.

Kein einziger Orden fällt für die Männer des Avala-Durchbruchs ab, nicht einmal ein lobendes Wort von oben für diese ungeheure soldatische Leistung, eine Leistung vor allem der Oberjäger und Mannschaftsdienstgrade. Sie waren es in erster Linie, die die Stimmung in der Truppe hochhielten und für den Ruf gesorgt haben, dass die Gebirgsjäger noch stehen, wo andere Einheiten schon lange laufen.

Trotz der allgegenwärtigen Propaganda, der die Deutschen während der NS-Zeit in nahezu allen Lebensbereichen ausgesetzt sind, stehen die Schrecken des Krieges vielen Soldaten sehr viel plastischer vor Augen als die flammenden Worte der Parteioberen. Der verständlichen Todesangst der den Kopf hinhaltenden Männer an der Front steht jedoch die berechtigte Furcht vor Bestrafung und Drangsalierung gegenüber, die bei Feigheit und Befehlsverweigerung droht und ebenso zum Tod führen kann wie der Kampf in der Schlacht.

Der aus heutiger Sicht nicht mehr vorstellbare Konflikt zwischen der eigenen

Angst und den ungeheuren Erwartungen, denen die deutschen Soldaten gerecht zu werden haben, wird in der nun folgenden Geschichte des «Hosenscheissers» deutlich. Seine auf den ersten Blick abstossende Art, sich vor seiner Pflicht am Vaterland zu drücken, ist daher auch schwierig zu bewerten. Handelt es sich lediglich um einen egoistischen Feigling, der keinen Weg scheut, um vor seiner Verantwortung zu fliehen, und damit auch seine Kameraden hintergeht? Oder zeugt es doch von grossem Mut, sich trotz der Gefahr einer Bestrafung und der sozialen Ausgrenzung gegen die Befehle von oben zu wehren?

27. DER HOSENSCHEISSER

(nach Heinz Klatte)

Immer, wenn der spätere Spediteur und damalige Oberjäger Heinz Klatte im Herbst 1944 in der Ausbildungskompanie des 1. Btl. des Geb.Jg.Rgt. 98 der 1. Geb.Div. antreten musste, achtete er darauf, dass er nicht in der Nähe eines bestimmten Rekruten stand. Der junge Mann, wahrscheinlich aus München, war offenbar ein «Studierter», denn er sprach als Einziger in Klattes Kompanie Englisch. Auch sonst war der junge Mann nicht dumm und versuchte sich auf besonders drastische Weise um den lebensgefährlichen «Dienst am Vaterland» zu drücken.

Während des Antretens liess er seinem Entleerungsdrang immer wieder freien Lauf – verlieh ihm offenbar sogar im wahrsten Sinne des Wortes Nachdruck – und wurde damit für seine Kameraden zu einem immer wiederkehrenden Ärgernis.

Die Empörung, die sein Verhalten allgemein hervorrief, und die Tatsache, dass er seine verdreckte Kleidung jedes Mal unter Aufsicht mit Wassereimer und Bürste säubern und danach in der nassen Hose Dienst tun musste, nahm der junge Mann in Kauf. Obwohl er als 1927er-Jahrgang noch an die Front hätte geschickt werden müssen, konnte man einen solchen Soldaten keiner kämpfenden Einheit zumuten. So liess man ihn gewähren – und das in der sicheren Heimat. Eines Tages aber wurde der so überflüssige und inzwischen auf der untersten sozialen Stufe der Jägerkaserne stehende Mann doch noch wichtig.

Es war der Tag, als sich Heinz Klatte beim Fliegeralarm wieder einmal freiwillig als Beobachtungsposten gemeldet hatte, um nicht im engen, stinkenden Luftschutzkeller hocken zu müssen. An jenem Herbsttag 1944 machte er eine höchst aufregende Beobachtung: Ein amerikanischer Bomber flog viel zu niedrig und auffällig langsam und verlor dabei immer mehr an Höhe. Schliesslich sprangen nacheinander mehrere Männer an Fallschirmen aus dem rauchenden und offensichtlich angeschossenen Flugzeug. Dann drehte der Bomber, während er sich dabei immer mehr dem Talboden näherte. Klatte hatte noch beobachtet, wie der letzte Mann am Fallschirm unmittelbar vor dem Absturz aus dem Bomber sprang – möglicherweise der verantwortungsbewusste Pilot, der seinen Bomber nicht über bewohntem Gebiet abstürzen lassen wollte.

Sofort machte er bei seinem Kompaniechef Olt. Unger Meldung und bekam den Auftrag, die Besatzung in Gewahrsam zu nehmen.

Klatte nahm daraufhin ein halbes Dutzend Männer mit, darunter auch den Hosenscheisser, und machte sich mit ihnen auf den Weg. Doch andere waren bereits vor Klatte fündig geworden und hielten den Luftwaffensoldaten gefangen. Offenbar hatten sie ihm in ihrer Wut auch schon handgreiflich klargemacht, was man von seinen fliegerischen Aktivitäten hielt. Der Pilot blutete zwar nicht im Gesicht, doch die Angst stand ihm deutlich ins selbige geschrieben.

Bevor ihn die erbosten Männer und Frauen noch ärger in die Mangel nehmen konnten, ging Klatte mit seinen Leuten dazwischen und schirmte ihn ab. Nun schlug die Stunde

des Hosenscheissers. Er erklärte dem Amerikaner, dass er nun sicher sei, die Soldaten zu seinem Schutz gekommen seien und er nun in die Kaserne mitgenommen werde.

In der Kaserne angekommen übte der Hosenscheisser schliesslich doch noch eine der Wehrmacht nutzbringende Funktion aus: Da er als einziger dazu in der Lage war, diente er bei den anschliessenden Verhören als Dolmetscher. Endlich hatte er eine sinnvolle Betätigung gefunden.

Der sogenannte Reichsarbeitsdienst (kurz RAD), den in der Zeit des Nationalsozialismus jeder junge Mann – und ab Kriegsbeginn auch jede junge Frau – abzuleisten hat, ist eine dem Wehrdienst vorgelagerte Dienstpflicht. Zunächst auf eine Dauer von sechs Wochen angelegt, sollen die jungen Deutschen zum einen die deutsche Wirtschaft durch ihre Arbeit unterstützen und zum anderen einen tieferen Einblick in die nationalsozialistische Welt- und Wertevorstellung erhalten. Gerade der »Dienst an der Volksgemeinschaft« soll den Heranwachsenden durch die intensive Arbeit vermittelt werden.

Werden die Reichsarbeitsdienstler zunächst vor allem in der Landwirtschaft und im Bauwesen eingesetzt, erhält der Charakter des Dienstes im weiteren Verlauf des Krieges eine immer stärkere militärische Komponente. So werden die jungen Menschen ab 1942 beispielsweise bei kriegswichtigen Bauaufgaben an der Ostfront eingesetzt und bilden in der Heimat auch bald eigenständige Flak-Batterien zur Unterstützung der deutschen Luftabwehr.

Der RAD dauert in den letzten Kriegsmonaten nur noch sechs Wochen und wird unter Gefährdung von Leib und Leben der Jugendlichen ausschliesslich dazu genutzt, den jungen Burschen das absolut notwendige Handwerkzeug für den möglichst schnellen Kriegseinsatz beizubringen. Dadurch werden viele nur unzureichend ausgebildete und schlecht ausgerüstete RADler noch kurz vor Kriegsende »verheizt«, um die unweigerlich herannahende Niederlage noch um ein paar Tage hinauszuzögern. Oftmals entscheidet die Vernunft der vorgesetzten OJfziere über das Überleben der Jugendlichen.

Der 16-jährige Lorenz Audinger hat leider kein Glück. Am 29. April wird er mit seinen Kameraden bei Eschenlohe auf ein sinnloses Himmelfahrtskommando geschickt, dem er schliesslich zum Opfer fällt.

28. DER KOMPASS IST EINGERICHTET!

*(Brief des 16-jährigen Reichsarbeitsdienstlers
Lorenz Audinger an seine Eltern,
geschrieben wenige Tage vor seinem Tod)*

In der faktisch ersten Friedensnacht vom 29. auf den 30. April 1945 lagen viele Gefallene oder Schwerverwundete allerorts wie Müll auf den Strassen, Wegen und Feldern. So auch in der Nähe von Eschenlohe. Es war ein ungeheurer Aufwand, die toten Soldaten zu identifizieren, insofern dies überhaupt möglich war, und ihnen ein anständiges Begräbnis zuteil werden zu lassen. So konnte der ortsansässige Pfarrer Demleitner erst am 10. Mai den letzten von ihnen beerdigen. Die Toten waren teilweise ihrer Stiefel, Kleider und sogar ihrer Erkennungsmarken beraubt. Wie Abfall hatten die jungen Soldaten tagelang im Gelände gelegen, niemand hatte sich für ihre Bergung zuständig gefühlt.

So musste Lorenz Audinger bis zum Montag, den 7. Mai, auf seine Beerdigung warten. Zuvor hatte Demleitner noch den verantwortlichen RAD-Oberfeldmeister aufgesucht und zur Rede gestellt. Der Mann, der Audinger und seine halbwüchsigen Kameraden gegen den Willen des örtlichen Volkssturmes und der Gemeindevertreter in den aus-

sichtslosen Kampf getrieben hatte, konterte die bitteren Vorwürfe des Pfarrers mit dem lapidaren Satz «Befehl von oben!» So hiess es besonders in den letzten Tagen des Krieges öfters.

Am 20. April schrieb Audinger noch einen Brief an seine Eltern. Er ist nie angekommen. Selbst dieses letzte Lebenszeichen blieb seinen Eltern verwehrt. Der Pfarrer fand das Schriftstück bei der Bergung der Leiche:

Rohrbach, den 20.4.45

Liebe Eltern, nun schnell ein Brieflein schreiben, denn ich habe gerade Zeit. Jetzt kann ich es euch schon schreiben, weil wir jetzt versetzt werden und zwar heute um 7 Uhr geht's los. Wir haben die ganzen Klamotten schon zusammengepackt. Die Zivilsachen müssen wir hierlassen. Wir werden es kaum mehr bekommen. Es geht südlich von München nach Grafenaschau. Wir werden zu einer Kampfkompanie zusammengestellt. Müssen den Weg zu Fuss zurücklegen, müssen nur bei Nacht marschieren, immer 25 km. Sonst wäre mir alles egal, bloss meine Zivilsachen, die wird sehr wahrscheinlich der Russe oder Amerikaner nehmen. Dennoch werden wir den Sieg gewinnen. Wie geht es denn euch immer? Seid ihr noch gesund? Schreibt Bruder Martin noch immer? Jetzt werdet ihr länger keine Post mehr von mir erhalten. (...) Sind die Flieger bei euch auch so arg? Bei uns ackern die Flieger um 7 Uhr früh schon umeinander, die Sauhunde. Heute sind sie wieder ganz blöd, ackern umeinander wie die Blöden den ganzen Tag. Ist es bei euch auch so? Tröstet euch nun mit uns, wir werden es schon schaukeln. Wir sind das siegende Personal; wir müssen die Entscheidung schlagen, da werdet ihr jetzt schauen, wenn es auf einmal heisst im Rundfunk, die Arbeitsmänner haben gesiegt. Aber dann mit Karacho an das Essen! Wenn ihr dann von mir Antwort bekommt, dann schreibt

ihr mir bitte wieder! Das zweite Paket hab ich noch nicht erhalten. Jetzt bekomm ich's auch nicht mehr, müsste nachgeschickt werden. Hoffentlich lasst ihr es euch gut gehen. Ich kann euch leider nicht mehr überraschen. Vielleicht kann ich auf Urlaub kommen einmal, dann werden wir schon reden.

Wir sind total ausgerüstet, können schon gegen den Feind ziehen, können ihn schon niederschlagen. Ich kann euch leider den Brief nicht gleich schicken, denn ich muss erst um ein Kuvert schauen. Also, wenn ihr mir dann schreiben könnt, dann müsst ihr mir gleich Schreibpapier schicken und ein klein wenig was zu essen, das ist die Hauptsache. Noch grösser sind die Zigaretten, die 6 Stück haben mir sehr geschmeckt nach 5½ Wochen. Ist das ein Genuss! Jetzt werde ich dann ein bisschen fauler sein mit dem Schreiben. Heute habe ich besonderen Eifer mit dem Schreiben. Ich schreib zwar ein bisschen ein Durcheinander, aber ihr werdet euch schon auskennen und die Brocken zusammensuchen.

Die Mädels von hier weinen schon, weil wir fortmüssen; bekommen hoffentlich gleich andere für uns. Ich kann euch das leider nicht schreiben, was noch los ist mit uns, da können wir erst nach dem Sieg oder auf Urlaub reden darüber.

Nun muss ich den letzten Brief schliessen, denn es ruft die Pflicht. Der Kompass ist eingerichtet.

Auf Wiedersehen!

Sohn Lorenz.

*Viele Grüsse an Hausfrau, Grossmutter
und Geschwister, an Frl. Anni Held!*

Heil Rohrbach!



Dienst beim RAD – Marschieren mit Spaten

*Hitler heiratet kurz vor der Niederlage Deutschlands Eva Braun. Zeitgleich erhebt der Führer Grossadmiral Karl Dönitz zu seinem Nachfolger im Amt des Reichspräsidenten und Oberbefehlshabers der Wehrmacht. Himmler und Göring werden aus ihren Ämtern entlassen, da sie zu Verhandlungen mit den Westmächten bereit waren. Adolf Hitler und seine Frau begehen Selbstmord. Eva Braun schluckt eine Giftampulle, Hitler erschießt sich. Ihre Leichen werden im Garten der neuen Reichskanzlei verbrannt, die Überreste in einem Granattrichter beige-
setzt. Dönitz verkündet einen Tag später über Radio Hitlers Tod. In der Meldung behauptet er, dass Hitler am Nachmittag desselben Tages im Kampf gefallen sei.*

29. MANCHE BOMBEN FLIEGEN TIEF

(nach Hans Joachim Wagner und Hans Miehle)

Hans-J. Wagner musste bei Kriegsende noch Widerstand gegen die einrückenden Amerikaner leisten. Folgende Aufzeichnungen stammen aus seinem Kriegstagebuch:

26. April 45: Nur wenige Tage vor dem zu erwartenden baldigen Kriegsende kann ich meinem Vater einen sehnlichen Wunsch erfüllen: Ich habe die Abschlussprüfung bestanden und werde zum Leutnant befördert. Zwar erfahren meine Eltern

¹ Text umformuliert und mit dem Augenzeugenbericht eines anderen beteiligten Zeitzeugen, Hans Miehle, ergänzt.

und Verwandten nichts davon, und ich bin ja nur Leutnant der Reserve, aber auch für mich besteht Anlass zur Freude, denn zusammen mit der Urkunde werden mir 400 Reichsmark Bekleidungsgeld und 48 RM Wehrsold in die Hand gedrückt. Sofort wird der zuvor schon vorsorglich beim Schneider bestellte Offiziersrock angezogen und mit Leutnant Günther Kuhn zu Inge und Anni gegangen, um Beförderung zu feiern. (...)

28. April 45: Ein herrlicher Tag. Unsere Einheiten müssen vor Oberst Pfeiffer vorbeimarschieren. Wir sind eine Elite-Einheit und wundern uns, dass wir bisher nicht zum Einsatz gekommen sind. Viele Pkws mit hohen Offizieren passieren das Kasernentor. Es ist anzunehmen, dass sie in einem Privathaus irgendwelche Wertsachen unterbringen. Auf der Strasse zieht ein unendlicher Flüchtlingsstrom mit Handkarren, Pferdewagen, Autos, Rucksackträgern und vielen Kindern aus Richtung München nach Mittenwald – es ist zum Erbarmen. Tolle Gerüchte schwirren herum. In München soll ein Freiheitssender bereits das Kriegsende verkünden.

Ich bin nach wie vor Flugzeugfan und erlebe zu meiner grössten Freude, dass ein Tragflügler vor unserem Kasernengelände landet. Dieser Tragflügler ist kein Hubschrauber, weil er zwei Rotoren hat. Ich kenne den Typ, weil mit dieser Maschine Hanna Reitsch in den frühen 30ern in die vollbesetzte Deutschlandhalle hineingeflogen und dort gelandet war. Rechts und links an der Maschine sind je ein Fahrrad und ein Motorrad festgeschnallt. Es ist nicht schwer zu erraten, dass die beiden Insassen ihre Flucht auf zwei Rädern fortsetzen wollen, wenn es kein Flugbenzin mehr gibt.

29. April 45, abends: Die Amerikaner kommen immer näher. (...) Plötzlich gibt es Alarm. Wir müssen uns fertigmachen. Es ist bereits dunkel, als wir mit riesigen Rucksäcken am Rücken, Maschinengewehr und Munition in Richtung Garmisch abmarschieren. Obwohl wir an der Ostfront schon Gewaltmärsche von 70 km hinter uns ge-

bracht haben, sind wir alle nach einer halben Stunde völlig fertig. Die Strasse ist spiegelglatt, immer wieder rutscht einer von uns, aufgepackt wie Mulis, aus. Das Gehen wird zur Qual. Als wir die Isar entlang marschieren, werden uns die Panzerfäuste zu schwer. Manche landet im Gebirgsfluss und wird kein Unheil mehr anrichten.

Da nähert sich zum Glück ein Fahrzeug (...) Unser letzter Mann hält es an und fragt, ob wir mi fahren können. Man lässt uns aufsteigen.

(...) Wir sitzen hier auf dem Anhänger mit einer Ladung Panzerfäuste unter dem Allerwertesten – offenbar die «Wunderwaffen» für den Endkampf. (...) Ab Klais heisst es wieder zu Fuss gehen, denn der Lastwagen biegt dort ab, und wir müssen in die andere Richtung, dem Feind entgegen, nach Kaltenbrunn. In Gerold machen wir Halt. Ein Vorposten mit 13 Mann wird gebildet. Der Tonfall, in dem der Führer der Inspektion, Tomatschek, seine Befehle erteilt, lässt bereits Resignation erkennen und dass er keinen grossen Sinn mehr in diesen sinnlosen Abwehraktionen sieht. Unsere letzte Aufgabe soll sein, in Richtung Kaltenbrunn zu marschieren und das Anrücken der Amerikaner mit Leuchtkugeln und MG-Feuer zu melden, damit die Haupteinheit an der Engstelle vor Gerold, am sogenannten «Plattele», sich kampfbereit machen und die Haupteinheit von Mittenwald her eingreifen kann.

Während der Rast in Gerold – wir bleiben in Alarmbereitschaft – gelingt es einem Kameraden aus Garmisch oder Partenkirchen, das bereits von den Amerikanern besetzt ist, mit seinen Eltern telefonischen Kontakt aufzunehmen. Er erfährt von seiner Mutter, dass sich in ihrer Bäckerei amerikanische Soldaten einquartiert haben und dass diese am nächsten Tag, also am 30. April, um 9.00 Uhr in Richtung Mittenwald vorgehen werden. Mit dieser Meldung sind wir bestens informiert und können uns darauf einstellen.

Meine beiden Freunde Günther Kuhn und Hans Miehle werden an diesem spä-

ten Sonntagabend des 29. April 45 der Vorhut zugeteilt. Ich stelle mich zu meinen langjährigen Kameraden einfach wortlos dazu, will das nun unmittelbar bevorstehende Kriegsende mit ihnen gemeinsam erleben, was auch akzeptiert wird; somit sind wir 14 Mann.

30. April: Um 1.00 Uhr nachts marschieren wir die paar hundert Meter weiter nach Kaltenbrunn zum Bahnhof Unsere Gefechts-Vorpostengruppe geht etwa 300 m darüber am Fusse des Berges Rosswank in Stellung. Wir haben schon genug zu schleppen und deshalb kein Schanzwerkzeug bei uns, so kauern wir uns hinter Felsvorsprünge, um Deckung zu haben. Dort, im Berghang, verbringen wir die Nacht. (...)

Wagners Kamerad Hans Miehle erinnert sich: Unsere Gefechtsvorposten-Stellung war ideal. Wir lagen am oberen Rand eines Waldstückes, gut gedeckt vor Feindeinsicht und konnten durch eine Schneise im Wald die Strasse 300 m unter uns einsehen, ohne selbst von unten oder oben gesehen zu werden. Der Gefechtsvorposten-Gruppe gehörten nur frischgebackene Leutnants an, unser Führer war Walter Enzensberger aus Füssen a. Lech. Wir 14 Mann hatten uns zu diesem Dienst nicht ohne Hintergedanken freiwillig gemeldet. Wir wollten vermeiden, dass man uns in der Hauptkampflinie unten im Tal, am «Plattele», an der Stelle, wo Strasse und Bahn in einem Engpass zwischen zwei Felsgruppen hindurchführen, hinter herab gesprengtem Felsgestein zur viel gefährlicheren Panzerabwehr einsetzt. Auch der Gedanke daran, dass wir von da oben unbemerkt verduften, genauer gesagt, desertieren könnten, hat sicher die meisten von uns geleitet. Schliesslich zeichnete sich zu der Zeit das Kriegsende in wenigen Tagen ab, und wir wollten überleben (...)

Gegen 9.15 Uhr hörten wir auf der Strasse Motorenlärm, konnten aber nicht erkennen, was sich da bewegt, weil der Wald uns die Sicht versperrte. Plötzlich schob

sich langsam ein LKW mit einem Maschinengewehr, Kaliber 2 cm, auf dem Drehkranz über dem Führerhaus und aufgesessener Infanterie in die Schneise. Wir beschossen sofort mit unserem MG das Fahrzeug. Der LKW hielt kurz an, die Infanteristen sprangen ab und suchten hinter den nahegelegenen Heustadeln Schutz. Danach fuhr der LKW langsam weiter auf uns zu. Nur den Infanteristen hatten wir Beine machen können. Wir feuerten mit Leuchtspurnmunition noch auf die Heustadel, aber anscheinend ohne Wirkung. Wahrscheinlich hatte der Feind inzwischen gemerkt, woher er beschossen wird und machte sich ebenfalls feuerbereit. Rückwärts fahrend bewegte sich der LKW nun auf uns zu und beschoss uns mit dem MG auf dem Drehkranz. Wir konnten nur noch Deckung suchen hinter Felsen und Bäumen, feuerten aber nicht mehr zurück. Der LKW stellte schliesslich das Feuer ein und fuhr weiter; zum Glück hatten alle das Feuergefecht heil überstanden. Wir dachten nach, was jetzt für uns zu tun ist. Es bestand die einhellige Meinung, bevor die Amerikaner sich weiter um den Gefechtsvorposten kümmern und uns vielleicht sogar mit Panzern beschliessen, schliessen wir einseitig Waffenstillstand und erklären feierlich für uns 14 Mann den Krieg für beendet. (...)

Wagner fährt in seinen schriftlich niedergelegten Erinnerungen fort: Wir gehen weiter den Hang hinauf bei guter Deckung im Wald. (...) Von sicherer Höhe aus können wir beobachten, wie die amerikanischen Angriffe gegen unsere Hauptkampflinie rollen. Dem erwähnten LKW folgen bald zahlreiche Panzer. (...)

Nach acht Stunden Gebirgsmarsch mit schwerem Rucksack erreichen alle 14 Mann wohlbehalten das noch nicht besetzte Krün und bekommen im Gasthaus «Schöttelkarspitze» gut und reichlich zu essen. Wir wissen, dass wir hier nicht lange bleiben können, dass der Ami bald da sein wird, und es wird bald Abend. Nun halten wir «grossen Kriegsrat» und überlegen hin und her, was wir tun sollen.

Meine Kameraden, die meisten aus der Garmischer, Rosenheimer oder Wasserburger Gegend, sagen: «Nach Hause!»

Ich schlage die Hände über dem Kopf zusammen und sage: «Seid Ihr von der wilden Ameise gebissen? Guckt Euch doch die Strasse nach Mittenwald an! Alles voller Panzer, Lastwagen, Amis! Spinnt Ihr? Wie wollt ihr da durchkommen, ohne dass man euch gefangen nimmt?» Meine Einwände nutzen nichts, ich kann sie nicht umstimmen, und neun von unser Vorposten-Gruppe gehen ihre eigenen Wege. Ihre Unvernunft ärgert mich so, dass ich mir von ihnen ihre Adressen in mein Tagebuch schreiben lasse und bissig hinzufüge: «Damit ich Euren Eltern mitteilen kann, wo Ihr verreckt oder, wenn 's gut geht, in Gefangenschaft geraten seid!»

So kommt es auch. Einige werden bald darauf im Gefangenenlager Regensburg als Folge ihres starrsinnigen Heimwehs von den Amis nach Strich und Faden verprügelt, andere kommen ins Lager Bad Nauheim und alle viel später heim als ich. Sie haben noch Glück, dass keiner von ihnen ins Lager Bad Kreuznach gesteckt wird, wo im Winter 45/46an die 10'000 Landser elendiglich verrecken müssen.

Übernachten wollen wir verbliebenen fünf nach Möglichkeit nicht wieder im Freien, so suchen wir am Ortsrand von Krün eine Bleibe, damit wir von dort in den nahen Wald jenseits der Isar abhauen können. Wir sichten ein entsprechendes Haus in nur 30 Meter Entfernung zum Fichtenwald und klingeln bei einer Frau Neuner. Sie ist eine freundliche Frau und nimmt uns alle bereitwillig auf. «Ja, selbstverständlich! Kommt 's rein!»

Die liebenswürdige Witwe stellt uns sogar ihr Ehebett zur Verfügung. Wir legen uns aus Platzmangel quer hinein und lassen die Bergschuhe auf der anderen Seite heraushängen, um auf der Stelle abhauen zu können. Keiner von uns erfahrenen Landsern aber kommt auf die Idee, eine Wache aufzustellen. Die wackere Frau Neuner jedoch ist am nächsten Morgen um 7.00 Uhr – es ist der 1. Mai 1945 – wach und macht Kaffee

für uns. Wir frühstücken gerade, da sagt sie: «Buam, schau't's mal raus! Draussen steh 'n die Amipanzer!» Sie teilt uns auch mit, dass Krün bereits übergeben ist.

Wie vorausgesehen stehen die Sherman-Panzer aber in der Ortsmitte. Überall flattern weisse Fahnen, meist Bettücher von den Balkonbrüstungen. So haben wir noch Zeit, unser Marschgepäck zu greifen, den guten Kajfee auszutrinken und in «Schützenkette» in den nahen Wald zu schleichen, ohne von den Amis entdeckt zu werden.

Ziel der Lager zur Wehrtüchtigung ist die vormilitärische Frontausbildung, insbesondere für Mitglieder der Hitlerjugend. Sportliche Wettkämpfe, der Umgang an der Waffe und körperliche Ertüchtigung stehen im Vordergrund. Die Lager sind Rekrutierungsstätten der Waffen-SS. In den Anfängen leiten HJ-Führer die Ausbildung der jungen Kämpfer, später übernehmen dies immer mehr fronterfahrene Soldaten, die sich zumeist im Genesungsurlaub befinden. Nationalismus, Antisemitismus und Militarismus sind die Hauptthemen, die den jungen Soldaten während ihrer Zeit im Lager regelrecht indoktriniert werden.

30. KOPPELSTÄTTER GEFALLEN

(nach Helmut Klieber)

Der junge Helmut Klieber war mit den «Hoffnungsbalken», der ihn als Reserveoffiziersbewerber (ROB) auswies, in die Heimat seiner Vorfahren zurückgekehrt – nicht nach Oberammergau, woher diese stammten, aber nicht weit davon entfernt in die Jägerkaserne Garmisch. Er hatte Glück gehabt, dass er hier bei den «Jägern» und nicht wie viele seiner Jahrgangskameraden bei der Waffen-SS gelandet war. Dem ihm im Februar 44 zugesandten Schreiben war der SS-Aufnahme-Verpflichtungsschein beigelegt. «Beiliegende Aufnahme und Verpflichtung ist umgehend an ... einzusenden, damit von hier aus schnellstens Deine Erfassung durch die SS in die Wege geleitet werden kann!» Diese Worte hatten so verpflichtenden Charakter, dass viele aus Angst unterschrieben – sie setzten damit häufig ihren Namen unter ihr Todesurteil, das von der mörderischen Ostfront und den Russen besiegelt wurde.

Zuvor schon, im Herbst 43, waren zahlreiche 16-jährige Jungen von der HJ-Führung eingeladen worden, um den ergreifenden Worten eines hochdekorierten Offiziers der Waffen-SS zu lauschen. Viele der angehenden Soldaten fühlten sich verpflichtet, innerhalb dieser Elitetruppe das Ihre am zu erwartenden Endsieg beizutragen. Andere, darunter auch Klieber, waren die Stakettenwand hochgeklettert und durch ein offenes Fenster abgehauen. Klieber hatte andere Vorstellungen von seiner soldatischen Zukunft, wollte in einer anderen Elitetruppe Dienst tun. Ihn zog es in die Berge, das Bewerbungsschreiben für die aktive Offizierslaufbahn des Heeres mit dem «Wunsch, bei den Gebirgsjägern dienen zu dürfen» war bereits abgeschickt.

Während viele der «weniger Wehrtüchtigen» später in Ungarn, Niederösterreich oder sonst wo gegen die hoffnungslos überlegene «Rote Armee» antreten mussten und dabei

regelrecht «verheizt» wurden, erhielt er bald darauf den Marschbefehl zur Eignungsprüfung am 20. u. 21.2.44 bei der Annahmestelle für Offiziersbewerber V in Stuttgart. Mitzubringen waren dazu Lebensmittelmarken für 50 Gramm Fleisch, 50 Gramm Fett und 600 Gramm Brot.

Auf schriftliche Tests in Mathematik, Deutsch (Aufsatz), Geschichte, Geografie prüfte man soldatisch wichtige Qualifikationen wie Gedächtnis, Reaktionsvermögen oder Meldewesen. Seine «Führungsqualitäten» musste Klieber wie folgt nachweisen: Man stellte ihn vor ein Bild mit einem Schaufelraddampfer und einer neben dem Fluss fahrenden Postkutsche. Nach kurzer Betrachtungszeit sollte er ohne Zögern einen Titel dafür finden. Mit «Alte und neue Zeit» hatte er offenbar seine rasche situationsgerechte Entscheidungsfähigkeit nachgewiesen. Um zu sehen, wie es um seinen Kampfgeist steht, zog man ihm Boxhandschuhe über und stellte ihn mit einem körperlich überlegenen, wollhaarigen jungen Mann in den Ring. Erst ein heftiges Nasenbluten beider Kämpfer setzte diesem Prüfungsteil ein Ende. Am 15.12.44 versetzte man ihn schliesslich zur MG-Ausbildungskompanie im 1. Gebirgsjäger-Ersatzbataillon, Regiment 98, 210. Jägerkaserne und am 4.4.45 zur Offiziersausbildung. Von den 22 jungen zukünftigen Gebirgsjägeroffizieren der Inspektion 2/VII stammten erstaunlicherweise sechs von der «Napola» (nationalsozialistisch politische Lehranstalt), der sogenannten «Ordensburg» bei Sonthofen. Sie hätten eigentlich bei der SS landen sollen. Es waren auch Südtiroler darunter, so auch Robert Koppelstätter aus Meran, der bald zum besten Freund Kliebers wurde. Koppelstätter war Gymnasiast und trotz seiner «Ordensburg-Ausbildung» ein in sich gekehrter, gläubiger junger Mann und am gleichen Tag wie Klieber, am 21. März 1927, geboren. Die zwei 17-jährigen Burschen hatten einen ganz ähnlichen Lebenslauf hinter sich, als sich ihre Wege kreuzten. Sie sollten sich aber schon nach wenigen Monaten wieder auf tragische Weise trennen.

Es war bereits Ende April 45, der Feind stand vor der Tür und immer noch übten die jungen ROB Lauf- und Schlosswechsel und schoben anderen stumpfsinnigen Dienst. Soldaten und Offiziere, oft mit ihren Familien, von den vorrückenden amerikanischen Truppen vor sich hergetrieben, sorgten dafür, dass die Verpflegung immer mehr ge-

streckt werden musste, damit alle versorgt werden konnten. Die jungen, hungrigen «Elitesoldaten» stöberten auf der Suche nach Essen sogar in den Küchenabfällen herum. Nun war Klieber in der glücklichen Lage, dass sein Vater ein Lebensmittelgeschäft in der Nähe betrieb und er über einen bekannten Lebensmittel-Geschäftsinhaber seinem hungrigen Sohn immer wieder ein «Fresspaket» zukommen liess.

Am Sonntag, den 22. April 45 hatten die ROB frei und Klieber beschloss, zu seiner Anlaufadresse zu wandern und ein Päckchen mit Äpfeln, vielleicht auch ein Stück Geräuchertes und Brot abzuholen. Vor seinem Aufbruch wechselte er noch harte Worte mit seinen «Ordensburg-Kameraden», die möglicherweise dachten, er wolle sich aus dem Staub machen. Klieber wies sie darauf hin, dass sie ja auch etwas abbekommen würden, wenn sein Ausgang Erfolg haben würde. So schnallte er sich den Rucksack über und machte sich zusammen mit einem Kameraden auf den Weg. Sein Hunger, gepaart mit Risikobereitschaft, rettete ihm womöglich das Leben. Die beiden wurden von einer Wehrmachtsstreife abgefangen. Klieber konnte glaubhaft versichern, dass sie nur zum Essenholen unterwegs waren, doch dies hinderte die Streife nicht daran, die zwei ROB zu kassieren und auf einen Lastwagen zu verladen. Erst aus dem Eintrag in das Soldbuch erfuhren die beiden Genaueres darüber, was man mit ihnen vorhatte: «In Marsch gesetzt am 23. 4. 1945 zum Auffangssammelkommando I, Schulhaus Oberbeuren, zum Gren.Btl. 91 Kempten/Kaufbeuren.»

Als Klieber in Kaufbeuren ankam, stellte sich heraus, dass das Ersatzbataillon gar nicht mehr aufgestellt worden war. Niemand brauchte ihn und er überlegte, was er machen sollte. Er hatte seinen Soldbucheintrag, konnte also nicht als «Fahnenflüchtiger» behandelt werden. Klieber wollte nur noch mit allen Mitteln verhindern, in Gefangenschaft zu geraten. Wieder stand ihm das Glück zur Seite, als er einen einsam gelegenen Bauernhof aufsuchte und in der Bäuerin Klotz eine barmherzige Samariterin fand: «Mei Josef isch so alt wie du. Ich helf da und hoff, dass mei Bua a Leit find t, de ihm helf n!» Vom Bauern erhielt er die so wichtigen Zivilklamotten und von der Gemeindeverwaltung überdies einen Zettel, der sich später als äusserst wertvoll erwies: Eine Bescheinigung, dass er beim Bauern als landwirtschaftlicher Arbeiter beschäftigt sei. Klieber war damit offiziell Zivilist. Als die Amerikaner auch die abgelegensten Höfe nach versteckten deutschen Soldaten zu durchsuchen begannen, wollte Klieber seine

Wohltäter nicht in Gefahr bringen und begab sich auf die nächste Etappe seines abenteuerlichen Heimweges. Er fand ein demoliertes Rad – immerhin so fahrtüchtig, dass er damit einer Gruppe befreiter polnischer Fremdarbeiter entkommen konnte. Bei Bauern wagte er nicht mehr zu übernachten, nahm aber dankbar immer wieder ein Stück Brot oder die eine oder andere gekochte Kartoffel als milde Gabe an. Bei Illertissen ging er über die Iller und lief – ohne zu wissen, dass er das amerikanische Besatzungsgebiet verliess – genau einer französischen Streife in die Hände. Er zeigte seinen Zettel, man liess ihn laufen, doch von nun an scheute er das verräterische Licht des Tages und strebte nur noch im Schutze der Dunkelheit weiter seiner Heimat zu. Etwa 500 m vor seinem Heimatdorf Jebenhausen geriet er in eine Verpflegungsstelle der Amerikaner. Ausgerechnet seine verräterischen Jäger-Bergschuhe wären ihm fast noch zum Verhängnis geworden, doch wieder erwies sich die Arbeitsbescheinigung als wasserdicht und man liess ihn die letzten Meter zu seinen Eltern laufen. Eine etwa 250 km lange Odyssee, hauptsächlich auf wenig befahrenen Wald- und Feldwegen, lag damit hinter ihm.

Welch hartes Schicksal währenddessen seinen Kameraden zugedacht war, erfuhr Klieber erst im Herbst 1945:

«... An jenem Sonntag, an dem ihr der Sehnsucht nachgabt, kam für uns der Befehl zu packen. 2 Tage waren wir noch in Luttensee, machten aber keinen Dienst mehr, sondern fassten nur noch Waffen, wurden aufgeteilt, usw. Am 26. kamen wir nach Kaltenbrunn ins Alarmquartier, am 28. nach Oberammergau. Bis Garmisch sind wir marschiert, dann mit Omnibus, welchen Oberleutnant Wolf (Anm.: aus Ellwangen) beschlagnahmt hatte, bis nach ..., ach mir fällt der Name nicht mehr ein, einfach bis an die Ortschaft, wo es links nach Ettal geht (Anm.: muss Oberau sein). An diesem Tage marschierten wir noch bis O 'gau, kletterten auf das Ettaler Mandl (Anm.: meint den davor gelegenen Schaffilberg), richteten uns zur Verteidigung ein und übernachteten auf einer Jagdhütte, etwa 100 m von unseren Stellungen weg.

(...) Am 29. April, 12 Uhr, kam der Feind. Unsere Inspektion hatte die Strasse nach Garmisch und Schloss Linderhof zu verteidigen. Um 6 Uhr etwa sammelten sich von der Kp. noch etwa 35 Mann auf einer Skihütte. Ich brauche dir wohl nicht zu erzählen, wer alles fiel und verwundet wurde. Von denen, welche du kennst: Koppelstätter gefallen, «Topfi» (Anm.: ein Österreicher) schwer verwundet. Mir selbst hat es einen Felsbrocken auf den Kopf gehauen, dass mir die Luft wegblieb und einen Wipfel auf den Kopf gehauen, dass ich die Erde küsste! Danach machten wir uns (vorher hatten wir von Wolf, der sich als feiner Kerl entpuppte, Abschied genommen) auf den Heimweg.»



Helmut Klieber



*Koppelstätter Robert aus Meran,
gefallen am 29. April 1944*

Auf insgesamt 25 Flugplätzen in Südengland starten kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs 482 Bomber der Royal Air Force, der Royal Canadian Air Force und der Free French Air Force in Richtung Wangerooge. Die Kanadier initiieren den Angriff zum Zweck der Eroberung der ostfriesischen Küste. Die Attacke scheitert, die Insel kapituliert nicht. An eben diesem 25. April um 17:16 Uhr erfolgt der Abbruch des Angriffs. Die Maschinen werfen 6.000 Sprengbomben ab. Die Geschützstellungen der Insel bleiben nahezu unversehrt, auch unter der Bevölkerung gibt es nur geringe Verluste. Die Durchhalteparolen zeigen ihre Wirkung. Es ist der letzte Grossangriff der RAF.

31. FREIHEIT FÜR DESERTEURE!

In der Garmischer Jägerkaserne war die Lage trostlos. Man wusste, dass das Kriegsende immer näher rückte und richtete sich darauf ein. Fast keine Offiziere waren mehr zu finden, selbst der Btl. Kdr. und sein Adjutant hatten das sinkende Schiff bereits verlassen. Hans Hippenstiel, ein «Bewohner» der Kaserne schildert die Stimmung in den letzten Apriltagen des Krieges:

Es herrschte weder Chaos noch besondere Aufgeregtheit, sondern gespanntes, beinahe ätzendes Warten darauf, wie es wohl sein wird, wenn der Augenblick endlich kommt – wenn die Amerikaner kommen bzw, da sind. Alles war weitgehend auf das persönliche Schicksal gerichtet – auf die Zukunft – wie es werden wird mit Deutschland – alles mit grossem Fragezeichen.

So gab es auch in der Kaserne keine grossen Bindungen, sondern kleine Gruppen von Kameradschaften in jedem Bau und jeder Kompanie. Es waren ja wenige «Alte» da, keine Gemeinschaft mehr.

So gesehen war ich eben auch ein «Durchreisender» auf dem Weg zur Front, die immer näherkam. Ich hatte auch während der kurzen Zeit von Dez. 44 bis April 45 keinen speziellen Auftrag, und es ist daher auch nicht gross aufgefallen, als ich zu Michl (1) kam und quasi «vogelfrei» meinen «eigenen Krieg» führte ohne Bindung zur Kaserne oder zur Genesenden Kompanie. Es war die Auflösung!



Eingangstor zur Jägerkaserne Garmisch

Nicht abhauen konnten die etwa 400 Verwundeten in der Genesenden Kompanie sowie das dazugehörige Sanitätspersonal und die Küche.

Sie waren an Ort und Stelle gezwungen. Lediglich die Sanis, die «Küchenbullen» und die verstärkte Bataillons-Wache sahen sich noch verpflichtet, ihrem Dienst nachzukommen.

Die Wachmannschaft hatte entlang den Kasernenmauern Patrouille zu laufen und sollte vor allem verhindern, dass jemand über die Mauer stieg, um evtl, innerhalb der Kaserne etwas Brauchbares zu stehlen bzw. ausserhalb der Kaserne der drohenden Gefangennahme oder einem letzten sinnlosen Einsatz zu entgehen. Die Wachmannschaft war ein aus Angehörigen aller Waffengattungen zusammengeklauter Haufen aus «Genesenden», die gesundheitlich so weit wiederhergestellt waren, dass man sie für den Kasernendienst als tauglich einstufte.

Ausserhalb der Kaserne sorgten die Feldgendarme – wegen ihrer an Ketten vor der Brust hängenden Schildern zwar respektlos, aber treffend als «Kettenhunde» bezeichnet – für «Recht und Ordnung». Neben dem Verhindern von Plünderungen und Diebstahl – jede Menge Fahrzeuge, Karren und ähnliches standen vor der Kasernenmauer – bestand ihre Aufgabe in der verstärkten Personenkontrolle und Findung von Deserteurern, die in immer grösseren Scharen den Krieg für sich persönlich als beendet betrachteten. Auf Fahnenflucht stand wie in praktisch jeder Armee die Todesstrafe. Nur die Mütze, den Rock, die Hose und die bänderlosen Schuhe (um Selbstmorde zu verhindern) hatte man ihnen gelassen. Selbst das Soldbuch und die Erkennungsmarken waren den Männern abgenommen worden. Die Bedeutung dessen wird ihnen klar gewesen sein: Sie mussten damit rechnen, dass sie nach ihrer Erschiessung verscharrt und für immer verschollen blieben. Höchstens erhielten ihre Angehörigen die Nachricht «Gefallen für Führer, Volk und Vaterland».

Am Mittwoch, den 25. April, vier Tage vor dem Kriegsende im Loissachtal, sollte das Leben für elf Unglückliche in der Kaserne ein ehrloses Ende finden. In den frühen Morgenstunden traf per Lastwagen das Erschiessungskommando aus Penzberg ein. Es bestand aus etwa 15, meist blutjungen, SS-Leuten und einem schon über 30 Jahre alten Leutnant. Das Fahrzeug fuhr umgehend in die KFZ-Halle unter dem Wachgebäude und parkte dort. Während der befehlende Leutnant sich auf den Weg nach oben machte, blieb die Mannschaft auf der Ladefläche sitzen.

Inzwischen hatte Oberfeldwebel Michael Mayr bereits Vorsorge getroffen. Vier seiner Leute sperrten die Halle ab, und als der Leutnant der Waffen-SS in die Wachstube kam und mitteilte, dass die Verräter in der kommenden Nacht um drei Uhr auf dem Exerzierplatz «in den Sand gelegt» würden und die Zellschlüssel verlangte, entwaffnete er ihn auf der Stelle.

Die Zellschlüssel befanden sich in einem eingemauerten Glaskästchen im 1. Stock des Bataillons-Stabsgebäudes. Mayr nahm ein Hebeisen, schlug das Glas ein und griff sich die Schlüssel. Dann schloss er die Zellen auf und entliess die Gefangenen in die vorläufige Freiheit: «Auf geht's Mannda! Ziagt's eich o! Ab in die Heimat!»

Manche der Männer umarmten ihn, vielen war jedoch wahrscheinlich nicht klar, wie nahe sie dem Tod damals tatsächlich gestanden hatten, als ihnen Mayr die Zellentüre öffnete.

Als der SS-Leutnant – Mayr fiel auf, dass er keinerlei Auszeichnungen auf der Brust trug – von zwei Posten flankiert zu seinen Männern in die Halle gebracht wurde, befahl er ihnen, ihre Waffen und auch die Koppel mit den Munitionstaschen auf einen Haufen zu legen. Ohne Gegenwehr gaben die jungen Männer ihre Waffen ab. Sie werden froh gewesen sein, dass sie aus diesem Befehlsnotstand befreit waren und ihren grausamen Auftrag nicht mehr ausführen mussten.

Die Deserteure zu retten war das eine, das andere Problem bestand für Mayr nun darin, sich selber heil über das Kriegsende zu bringen. Der Oberfeldwebel hatte auf eigene Faust gehandelt und sich für seinen gewagten Entschluss, das Erschiessungskommando so lange einzusperren, bis der ganze Spuk des Dritten Reiches vorüber sei, weder das Einverständnis des Kompaniechefs noch des österreichischen Bataillons-Spiesses geholt – es hätte auch nicht viel genützt, denn sie fühlten sich für das herrschende Chaos nicht mehr zuständig.

Unter keinen Umständen durften Angehörige der SS hinein, die evtl. einen Befreiungsversuch unternahmen. Die eingesperrten SS-Leute konnten auch keine Meldung nach draussen geben. In diesem Zustand hoffte Mayr sehnlichst auf das Eintreffen der Amerikaner – lange konnte es jetzt ja nicht mehr dauern.

Als die Amerikaner am 28. April praktisch schon vor der Türe standen, liess Mayr erneut Gefangene frei – diesmal die Männer des Exekutionskommandos. Sie waren sicher ebenso froh darüber wie diejenigen, welche sie wenige Tage zuvor hätten erschiessen sollen. Ohne Fahrzeug, Waffen und Munition machten sie sich jeder für sich auf und davon.

Am 3. Mai, als die Amerikaner die Jägerkaserne übernahmen, war buchstäblich fast alles aus dieser verschwunden, was laufen konnte. Gebirgsjäger Mayr aber hielt auch diese seine letzte Stellung des Krieges.



Die Nahkampfspange in Silber wurde nach 15 überlebten Nahkämpfen verliehen

Die amerikanische Abordnung (ein sehr gut Deutsch sprechender Offizier und drei Mannschaftsdienstgrade) kam zu Mayr und fragte nach dem zuständigen Offizier. Der Ofw. musste dem Mann mitteilen, dass keiner mehr da sei ausser den Verwundeten, den Männern, die sie versorgten und seiner eigenen, auch nicht mehr ganz vollzähligen, Wachmannschaft.



Michael Mayr hat durch seine beherzte Tat möglicherweise vielen in letzter Minute das Leben gerettet

Auch bei Mayrs persönlichen Besitztümern war inzwischen nicht mehr alles vorhanden. Ein sogenannter «Zigaretteudeutscher», ein sudetendeutscher Oberleutnant, hatte die Meldetasche mit den Namen und Adressen der Gefangenen und sein Koppel mit der Walther 08 mitgehen lassen. Am meisten ärgerte Mayr aber, dass der Mann auch seinen für die Zeit nach dem Tag X bereitliegenden Trachtenanzug und den Hut mitgenommen hatte – Zivilkleidung war in jenen Tagen sehr begehrt, besonders bayerische, weil sie unverdächtig aussah und man hoffen konnte, die Amis hielten einen für einen Einheimischen. Alle, die sich noch im Kasernengelände aufhielten, waren somit amerikanische Kriegsgefangene. Zwar hatte jeder bereits einen auf der Schreibstube ausgefüllten deutschen Entlassungsschein in den Händen, aber der reichte noch nicht für ein Leben in Freiheit.

Eine amerik. San.-Staffel untersuchte alle Verwundeten und sortierte: Wer Glück hatte, kam ins Gefangenelager und dort bald in den Genuss eines amerikanischen Entlassungsscheines. Wer gesund war, hatte in diesem Falle Pech. Man steckte ihn ins Eisstadion und stellte ihn damit vor eine ungewisse und in vielen Fällen harte Zukunft.

Mayr musste nach sechs langen Kriegsjahren und sieben schweren Verwundungen wieder im Zivilleben Fuss fassen. Noch bevor der Krieg endgültig zu Ende war, arbeitete er bereits auf einer Baustelle. Dort kontrollierte ihn und seine Kollegen Mitte Mai ein amerikanischer Offizier. Arbeiten durfte nur derjenige, der ordnungsgemäss einen amerikanischen Entlassungsschein vorweisen konnte. Dies war bei fast einem Dutzend Handwerkern nicht der Fall. Auch Mayr gehörte dazu. Man lud die ehemaligen Landser auf einen Lastwagen, fuhr mit ihnen in den nahen Ort und stellte ihnen den begehrten Schein aus. Noch am selben Tag war Mayr wieder zurück in Garmisch und konnte am nächsten wieder seiner Arbeit nachgehen.

Für seinen Fronteinsatz war der Gebirgsjäger Mayr mit Nahkampfspange Silber, EK L, EK II. und dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet worden. Doch seine couragierteste Tat während des Krieges blieb unbeachtet.

Nach seiner Rückkehr aus dem Exil beschliesst der tschechoslowakische Präsident unmittelbar nach dem Ende der deutschen Besatzung die Vertreibung der Deutschen nach Österreich und Deutschland. Diese Massnahme wird als «wilde Vertreibung» bekannt. Dabei halten sich die tschechischen Einheiten nicht mit Demütigungen und willkürlichen Tötungen zurück. Durchschnittlich wird mit bis zu 70.000 Toten gerechnet. Das Vermögen sämtlicher Vertriebenen wird beschlagnahmt und unter staatliche Verwaltung gestellt.

Nach der Vertreibung siedeln sich die Sudetendeutschen vorrangig in Bayern, Sachsen, Thüringen, Hessen, Baden-Württemberg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein an.

32. VERTRIEBEN MIT ZEHN KINDERN

(nach Lothar Abbrecher, Erika Helfrich)

Lothar Abbrecher war gerade zwei Jahre alt, als er aus seiner Heimat im Sudetenland zusammen mit seiner Mutter und den neun Geschwistern fliehen musste. Sein erst einjähriger Bruder Norbert bekam von den entsetzlichen Dingen, die die Familie in den nächsten Tagen zu sehen bekam, zum Glück noch weniger mit als er.

Dabei hatten noch vor dem Krieg die «Bemaks», wie man die Böhmen nannte, und die Deutschen friedlich nebeneinander gelebt und waren gut miteinander ausgekommen. Erst als die nationalistischen Parolen des Führers der «Sudetendeutschen Heimatfront» und späteren Reichsstatthalters und Gauleiters Sudetenland, Dr. Konrad Henlein, die Herzen vergifteten, standen sich die Volksgruppen mehr und mehr feindselig gegenüber. Dieser Hass übertrug sich auch auf die Kinder. So mussten die Schöllschitzer Schüler ins benachbarte Mödritz zur Schule gehen und für die tschechischen Schüler der umliegenden Orte hatte man in Schöllschitz eine zentrale Schule gebaut. Auf dem Schulweg begegneten sich die gegeneinander aufgehetzten Kinder, Raufereien waren an der Tagesordnung.

Schöllschitz war eine sudetendeutsche Kleinstadt bei Brünn; die etwa 1.500 Einwohner waren fast durchweg deutscher Nationalität, lediglich die Bediensteten waren Tschechen oder Slowaken. Zurückflutende deutsche Einheiten kamen durch Schöllschitz und berichteten von den Gräueln der russischen Soldateska und forderten die Zivilisten zur Flucht auf. Schliesslich wurden der Ort und auch die vielköpfige Familie evakuiert. Vater Franz und Mutter Franziska liessen ihren Gartenbaubetrieb und das Haus zurück und wurden zusammen mit den sechs Töchtern und den vier Söhnen auf einen deutschen Lastwagen mit Ziel Prag verladen. Tschechische Partisanen stoppten das Fahrzeug, nahmen den Vater mit und trennten die Kinder von ihrer Mutter. Die

Kinder wurden in ein Lager gebracht. Hier im Lager fand die Mutter ihre Kinderschar wieder, doch das bescheidene Glück dauerte nicht lange, denn es wurde der Befehl ausgegeben, zurück nach Brünn zu gehen – zu Fuss. Ein endloser Treck von Menschen – Frauen, Kinder und alte Männer – machte sich auf den Weg. Man trank aus Bächen, schlief auf offener Wiese und hungerte. Als eine barmherzige Tschechin einen Kessel gekochter Kartoffeln für die Flüchtlinge bereitstellte, glaubte Erika, noch nie so etwas Gutes gegessen zu haben. Man war in ständiger Angst vor den Russen. Eines Tages bei einer Rast auf einer Wiese kamen plötzlich die gefürchteten Soldaten und fielen wie ein Rudel Wölfe über eine Herde Schafe her. Panik brach aus, Frauen und Mädchen wurden vergewaltigt, grauenhafte Szenen spielten sich vor den Augen der Kinder ab. Erika erinnert sich an eine vielfach vergewaltigte und völlig verunstaltete Frau mit herausgetretenem Augapfel, die in sich zusammengesunken am Strassenrand sass und an eine Frau, die ihren Säugling mit dem Kopf in ein Wasserloch drückte, weil sie keine Milch mehr für ihn hatte und ihn töten wollte.

Man liess die etwa tausendköpfige Schar weitermarschieren, bis die Überlebenden nach etwa zwei Wochen in Brünn ankamen.

Man brachte die Familie schliesslich in ein nahes, von Partisanen bewachtes Lager, wobei die älteste Schwester Hilde, die mit einem Österreicher verheiratet war, bevorzugt behandelt wurde. Die anderen, arbeitsfähigen Abbrecherkinder aber mussten jeden Morgen zum Appell antreten und warten, bis ein Tscheche sie als Arbeitssklaven zur Feldarbeit mitnahm. Auf dem Weg zur Arbeit musste Erika sehen, wie die Partisanen gefangene Landser an die Mauer stellten und sie mit der MP in Todesangst versetzten. Am schlimmsten aber waren die Nächte, wenn die Russen kamen und sich ihre Vergewaltigungsoffer herausuchten. Immer wieder war das fordernde «Dawei! Dawei!» zu hören. Es war Erikas Glück, dass sie bei einer Cousine ihrer Mutter, die einen tschechischen Müller geheiratet hatte, Unterschlupf fand – und zwar im Taubenschlag. Hier war es zwar eng und dreckig, doch sie war vor sexuellen Übergriffen sicher. Mit einer bildhübschen Freundin meinte es das Schicksal nicht so gut. Erika erfuhr später, dass sie sich nach vielfach überstandener Tortur eine Pistole gegriffen und selbst erschossen hatte.

Der Müller erwies sich auch weiterhin als Wohltäter, denn er setzte sich dafür ein, dass sich Erika nicht mehr wie bisher in einer Ziegelei die Hände blutig reissen musste, sondern ihre Tschechischkenntnisse nutzen und in der Gemeindeverwaltung arbeiten durfte.

Schliesslich aber war beschlossene Sache, das zuvor fast ausschliesslich von Deutschen besiedelte und bewohnte Sudetenland endgültig von ihnen zu «säubern». Die Tschechen waren nun die Herren und die Deutschen mussten wie zuvor die Juden als Stigma der Verfolgung weisse Armbinden mit einem deutlich lesbaren N für Nemeč, Deutscher, tragen. Die Tschechen boten allerdings der Mutter an, sie und ihre Familie könnten die Armbinden ablegen und im Lande bleiben, wenn sie die deutsche Staatsbürgerschaft ablegen und Tschechen werden. Dies wollte aber die Mutter nicht und wieder hatten die Abbrechers Glück im Unglück, denn Erikas Chef war anscheinend sehr mit ihrer Arbeit zufrieden und mochte sie. Er sagte: «Ich Sorge dafür, dass Ihr in die amerikanische Zone ausgewiesen werdet!»

Mit nichts ausser ein paar Wäschestücken verlud man die Familie Abbrecher wieder auf einen Lastwagen, fuhr sie nach Mödritz zum Bahnhof und verfrachtete Mutter, Vater, Onkel, Cousine und die zehn Kinder im Spätsommer 1945 per Viehwaggon nach Oberbayern. Doch auch hier waren die Verhältnisse anfangs nicht rosig. Wohl zwei Jahre war der Wirtssaal das Zuhause der grossen Familie, die sich nach und nach zerstreute.

Viele Jahre nach der Vertreibung besuchte Erika mit ihrem Mann die alte Heimat. Das zuvor gepflegte Schöllschitz war ein armseliges Nest geworden und recht heruntergekommen. Das Elternhaus hatte man abgerissen und auf dem Grund und Boden der Abbrecher stand ein Bretterschuppen, der als Supermarkt diente. Die Cousine, die der Familie nach dem Kriegsende so viel Gutes getan hatte, war noch da. Sie pflegte die Gräber derer, die in der alten Heimat hatten bleiben dürfen.

Die bereits erwähnte Lufthoheit der Alliierten über dem Deutschen Reich kann von der deutschen Luftwaffe in den letzten Kriegsjahren nur noch sporadisch in

Frage gestellt werden. Zu hoch ist im Laufe des Krieges der Verlust an Mensch und Material gewesen.

So ist es im Sommer 1944 auch meist nur noch ein einzelnes deutsches Jagdflugzeug, das sich den von Oberitalien startenden alliierten Bomberpulks und ihrer Eskorte über den bayerischen Alpen in den Weg stellt. Als dieser einsame Pilot eines Tages jedoch auf einmal doch durch mehrere Kameraden unterstützt werden kann, entwickelt sich vor dem Panorama der Zugspitze eine beeindruckende Luftschlacht, die die Einheimischen vom Boden aus mit einer Mischung aus Faszination und Entsetzen beobachten.

33. LUFTKAMPF ÜBER GRAINAU

*(nach Hans Matzura, Maria Schuster,
Andreas Moosbauer)*

Gegen Ende des Krieges wurde die Luftüberlegenheit der Alliierten allerorts immer deutlicher. Auch Maria Schuster aus Grainau sah vom sicheren Boden aus mehrfach zu, wie dann ein einzelnes deutsches Jagdflugzeug über den Kramer geflogen kam und sich den Bombern von hinten an die Fersen heftete.

Der Jäger kam immer wieder und führte seinen einsamen Kampf gegen die Übermacht fort. Eines Tages im Sommer 1944 war er aber nicht alleine. Die «Flying Fortresses» befanden sich eben über Grainau, als vier deutsche Messerschmitt 109 von Norden her den Kramer überflogen und zum Angriff übergingen. Eine Me 109 näherte sich von

hinten der letzten B-17 und geriet dabei in das MG-Feuer aus dem Heckwaffenturm. Die Maschine wurde getroffen, schmierte ab und stürzte brennend in den Wald. Die restlichen Me 109 wurden von den Spitfire in einen Luftkampf verwickelt, während sich die Bomber ungestört davonmachen konnten. Nun tobte ein verbissener Kampf. Die Jagdmaschinen verfolgten sich gegenseitig, beschossen sich dabei, stiegen hoch, liessen sich wieder fallen und verschwanden hinter dem Gipfel, um danach in umgekehrter Reihenfolge wieder aufzutauchen. Ein feindliches Flugzeug wurde getroffen und zerschellte. Das Schauspiel dauerte lediglich etwa eine halbe Stunde, dann war der Himmel wieder frei.

Etwa zur gleichen Zeit ging der aufgrund des «Fliegeralarms» frühzeitig aus der Schule entlassene Michael Reindl am Untergrainauer Bahnhof vorbei. Dort sass der abgeschossene Pilot und fragte ihn: «Wo bin ich denn, Bub?» Michael, der noch nicht weit herumgekommen war, antwortete, erstaunt darüber, dass der Mann nicht einmal wusste, wo er war: «Ja, z'Groana bischt hoit!» («Ja, in Gainau bist du natürlich!»)

Der offenbar aus nördlichen Gefilden stammende Pilot wird nach dieser Auskunft vermutlich noch immer nicht gewusst haben, wo er vom Himmel geholt worden war – es sei denn, es handelte sich um denjenigen Flieger, der schon zuvor so oft seinen Einzelkampf über dem Zugspitzdorf geführt hatte.

Am Absturztag hatte es wegen der Explosionsgefahr nichts zu holen gegeben. Doch am Tag darauf sammelten die Jungen die herumliegende Bordmunition, etwa 20 cm lange und 2 cm starke Patronen, ein. Daheim wurden diese in den Schraubstock eingespannt, die Messingspitze entfernt und das Schwarzpulver herausgeholt. Damit machten sie später allerlei gefährliche Experimente.

Auch wenn Hans Engerers Plan, seine Heimatstadt Rosenheim mit einem eigenen MG-Nest gegen die amerikanischen Soldaten zu verteidigen, glücklicherweise nicht aufging, hat Hans in den letzten Kriegswochen noch einige gefährliche Stunden zu überstehen. Dies liegt vor allem an den schweren Luftangriffen, denen Rosenheim in diesen Tagen ausgesetzt ist.

Da die alliierten Luftstreitkräfte im Verlauf des Krieges nach und nach die uneingeschränkte Lufthoheit über das Deutsche Reich gewinnen und Städte im gesamten Reichsgebiet bombardieren können, spiegeln die im folgenden Kapitel plastisch geschilderten Erlebnisse aus dem Luftschutzkeller Erfahrungen wider, die wohl die gesamte deutsche Stadtbevölkerung in ähnlicher Form gemacht hat. Ziel dieser Angriffe ist es vor allem, die Moral der Zivilbevölkerung zu untergraben und die Kriegsmüdigkeit der Deutschen zu verstärken, um den Krieg auf diese Weise zu einem schnellen Ende zu bringen. Dabei werden zivile Opfer nicht nur billigend in Kauf genommen, sondern sind vielmehr ein vorrangiges Ziel der Angriffe.

Dem systematischen Bombenkrieg der Alliierten gegen die deutschen Städte fallen ca. 600.000 Zivilisten zum Opfer.

34. BOMBEN AUF HANSI

(nach Hans Engerer)

Der 14-jährige Hans Engerer, ein – wie schon erwähnt – ganz im Sinne des Nationalsozialismus erzogener Junge, freute sich, als sein Vater, der als Sanitäter viel unterwegs war, im April 1945 endlich einmal wieder daheim war und mit ihm einen Fahrradausflug unternahm. Völlig überraschend tauchte bei einem dieser Ausflüge in ihrer

Fahrtrichtung von links vorne eine amerikanische P-38 Lightning auf. Sie näherte sich in Baumwipfelhöhe, sodass Vater wie Sohn augenblicklich klar war, dass sie das Angriffsziel darstellten.

Gerade noch hatten sie sich hinter der Dammkrone in Deckung bringen können, als auch schon die Bord-MGs ratteten und die Einschläge zu hören waren. Der Lockheed-Jagdbomber donnerte über sie hinweg und Vater und Sohn mussten zusehen, wie er eine enge Schleife zog und nun von der anderen Seite auf sie zabrauste. Er konnte sie schliesslich nur von vorne beschliessen. Die Menschenjagd ging also weiter und es war der Sohn, der richtig reagierte: «Hopp, auf de andere Seit'n!»

Als die Lightning erneut schnell und flach über sie hinwegbrauste, hatte Hans die nächste gute Idee: «Schmeiss dei weisses Hemad ins Moor eini! Dann kennan 's uns net scho von weiten seh'n!» Der Vater riss sich daraufhin das weisse Hemd vom Leib, warf es unter ein Gestrüpp und bot damit dem Piloten und dem Bordschützen beim dritten Anflug kein klares Ziel mehr. Es folgte auch keine weitere Angriffsschleife mehr.

Was der Vater beim Heimschieben der Räder zu ihm, seinem Lebensretter, sagte, machte Hans nach den Demütigungen, die er gerade eben durch seine Mutter hatte hinnehmen müssen, unendlich stolz: «Wenn olle Deitsch'n solchane Söhne hätten wie i, dann dad ma den Kriag net verlier'n!»

Kurz darauf hatte Hans sein Überleben nicht nur seiner Abgebrühtheit, sondern seiner Sammelleidenschaft zu verdanken. Erneut handelte er hierbei gegen den Rat der Erwachsenen: Nach einem schweren Luftangriff hatte ihn seine Nachbarin gebeten, mit dem Fahrrad in den nächsten Ort zu fahren, um nach ihrem Sohn Willi zu sehen. Der Weg in den wenige Kilometer entfernten Ort führte an der Kaserne vorbei. Links und rechts der Strasse öffneten sich die Bombenrichter und an einem konnte der Junge nicht ohne Weiteres vorbeifahren, weil am Rand ein wunderschöner, herrlich farbiger Bombensplitter im Erdreich steckte, der auf der Bombensplitter-Tauschbörse der heimischen Jungen sicher für Aufsehen und Bewunderung sorgen würde.

Hans hielt daher an, stieg ab, bückte sich und zerrte gerade an dem Metallteil herum, als keine 10 Meter vor ihm ohne grosse Geräuschentwicklung eine gewaltige Fontäne aus Rauch, Feuer und Erdreich emporstieg. Unweit des Explosionsortes war ein halbes

Dutzend Volkssturmlaute mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Die Männer sprangen in den nahen Bombentrichter und riefen dem Jungen zu, er solle zu ihnen kommen. Hans aber war der alte Frontkämpferaberglaube aus dem 1. Weltkrieg, dass in einen Bomben- oder Granatentrichter keine zweite Bombe fällt, unbekannt. Er blieb lieber stehen und blickte in den Himmel. So konnte er verfolgen, wie die grossen blaubraunen Moor- und Lehmbrocken wohl 50 Meter fast senkrecht hochstiegen und dann wieder herabfielen. Er wich einem Brocken aus und musste zusehen, wie ein anderer grosser Brocken genau in den Trichter fiel, in dem er hätte Zuflucht suchen sollen, und einen Mann unter sich begrub.

Es war nicht das erste Mal, dass sich Hans mit nahen Bomben konfrontiert sah. Die Eisenbahner-Wohnblocks, in denen auch Hans Engerer mit seiner Familie wohnte, waren aus zwei Gründen besonders gefährdet. Erstens lagen sie genau zwischen den Hauptangriffszielen Bahnhof und Pionierkaserne und zweitens war damit zu rechnen, dass sie mit den recht ähnlichen Kasernenbauten verwechselt wurden.

Was sich bei den schweren Angriffen auf den Luftschutzkeller seines Mietshauses abspielte, das hat sich dem Jungen von damals unauslöschlich eingeprägt:

Acht Familien suchten in dem Kellerraum Schutz, der von sechs bis acht Stützen und einem damit gegen die Decke gepressten Träger vor dem Einstürzen gesichert war. Hans war unzählige Male darin eingepfercht und mit seinen 13 bzw. 14 Jahren fast immer der älteste «Mann». Seine Leidensgenossen bestanden in der Regel aus einer 12- bis 15-köpfigen Kinderschar und etwa einem Dutzend Frauen. Während eines solchen Luftangriffs befand sich auch der Schuhmachermeister Sedelmeyer mit im Raum. Der Veteran aus dem 1. Weltkrieg hatte fast dreissig Jahre zuvor im Bunker sitzend die Flächenbombardements auf den französischen Schlachtfeldern überlebt und somit Erfahrung mit Bombenangriffen. Am Pfeifen der fallenden Bomben konnte er einschätzen, wie gefährlich nahe sie einschlagen würden. Zu diesem Zwecke zählte er stets mit. Als wieder einmal das Pfeifgeräusch zu Ende und lediglich ein Scheppern zu hören war, wusste er sofort: «Des war a Blindgänger!»

Es war nicht das einzige Mal, dass Blindgänger verspätet hochgingen. In perfider Weise setzten die Amerikaner auch Bomben mit Zeitzündern ein, die erst mit Verspätung explodierten. Dies geschah oft erst dann, wenn die Zivilisten sich bereits wieder in Sicherheit wähnten und aus den Kellern an die frische Luft drängten. Es kam auch mehrmals vor, dass Bomben nicht hochgingen, weil der Boden sehr moorig und damit manchmal zu weich für die Aufschlagszünder war. In diesen Fällen standen zahlreiche Tafeln mit dem Hinweis «Vorsicht Blindgänger» vor den Löchern, in denen die Bomben steckten.

Besonders schlimme Szenen spielten sich während des schwersten Angriffes ab, der in insgesamt dreizehn Wellen geflogen wurde. Die meisten Frauen begannen, sobald die Detonationen zu hören waren, hysterisch zu kreischen. Die Kinder brüllten natürlich noch stärker. Es gab zum Glück immer zwei oder drei tapfere Frauen, die die Fassung bewahrten und über die Kraft verfügten, ordnend und beruhigend auf die Hysterikerinnen einzuwirken. Auch Hans' Mutter rief dann, wenn ihr das Angstgeschrei zu laut wurde: «Jetzt reisst's euch doch amoi a bissl zam!»

Nach den dröhnenden Explosionen riss Hansi nicht nur aufgrund des Luftdruckes und der Gefahr eines platzenden Trommelfells wie einstudiert den Mund auf und hielt sich die Ohren zu – auch das ohrenbetäubende, panische Geschrei im Keller tat sein Übriges.

Natürlich hatte er ebensolche Angst, da er wusste, dass eine Bombe seinem Leben in jedem Augenblick ein Ende setzen konnte. Dieser ungeheuren Anspannung waren die Bewohner seines Mietshauses bei Kriegsende jedoch fast täglich mehrere Stunden lang ausgesetzt.

Hinzu kam, dass keine Entwarnung gegeben werden konnte, wenn die Notstromversorgung getroffen war, und daher oftmals niemand in der qualvollen und hysterischen Enge wusste, ob der Angriff schon vorüber war.

So sass Hans Engerer von April 1944 bis April 1945 hochgerechnet fast 1'000 Stunden im Luftschutzkeller seines Hauses und musste jeden Augenblick damit rechnen, getötet zu werden.

Die «schönste Bombe», an die sich Hans erinnern konnte, war eine Luftmine. Sie detonierte in der Wiese vor seinem Haus und riss ein breites und tiefes Loch hinein. Der

Trichter füllte sich danach allmählich mit Wasser und wurde von den Kindern im ersten Friedenswinter als willkommene Eisfläche für das Schlittschuhlaufen genutzt.

Die scheinbar undurchdringliche, hochalpine Welt der Alpen verleitet die deutsche Propaganda zum Jahreswechsel 1944/45 dazu, die Idee einer uneinnehmbaren «Alpenfestung» in die Welt zu setzen. Diese soll angeblich mit «Elitetruppen», «immensen Vorratslagern in bombensicheren, unterirdischen Magazinen», «Fabriken in den Felsen» und «uneinnehmbaren Stellungen von V-Waffen» ausgestattet sein und dem nationalsozialistischen Deutschland auch in der gerade durchzustehenden schweren Zeit den Fortbestand sichern.

Was für ein grosser Irrglaube die Illusion einer «Alpenfestung» ist, zeigt die folgende Geschichte, die die deutschen Streitkräfte im Alpenraum in völliger Auflösung zeigt.

35. DAS ENDE NAHT IN DER «ALPENFESTUNG»

(nach Hans-J. Wagner)

Der noch in den letzten Apriltagen zum Leutnant beförderte Hans-J. Wagner hat in seinem Tagebuch festgehalten, was er damals als Teilnehmer eines Fahnenjunkerlehrganges in der Luttenseekaserne oberhalb von Mittenwald erlebt hat.

*Mittenwald, 18. April 45:
Wieder ist viel Zeit vergangen.
Während in den meisten
Reichsteilen schon der Feind
steht, und ich mir gar nicht
vorstellen will, wie es etwa
in Ostpreussen oder Schlesien
aussehen mag, liegt Mittenwald
immer noch friedlich und
vermeintlich sicher inmitten
der steil aufragenden
Felswände des Wetterstein- und
Karwendelgebirges. (...)*

*An diesem Tag herrscht
Fliegeralarm. Ganze*

Geschwader schwerer Bomber lassen das «Landl» jedoch unbehelligt und fliegen weiter in Richtung München. Ich befinde mich gerade in der Nähe des Kranzberges in der Gesellschaft des sehr sympathischen und belesenen Kameraden Oberfeldwebel Kindl, Lehrgangsteilnehmer wie ich. Unser Aussendienst besteht in der Verteidigung eines Geländeabschnittes. Weil sich ein hoher General die Sache ansehen will, – wird Gefechtsübung befohlen.



*H.-J. Wagner mit Freundin bei Kriegsende
im sicheren Mittenwald*

Meine Gruppe mit dreissig Mann stürmt den Hügel hinauf. Rechts und links von uns rattern die schweren MGs, die uns Feuerunterstützung geben sollen. Mir fällt auf, dass dabei am aperen Berghang nur so die Steine spritzen, deshalb gehe ich nach der Übung – der Herr General war sehr angetan von der realistisch anmutenden Übung und ist wieder abgerauscht – zu den MG-Schützen-Kameraden und frage nach, was es denn damit auf sich gehabt hatte. Die Auskunft lässt mir die Spucke wegbleiben: Sie hatten aus Kostengründen und aus Angst vor dem General nicht mit Platzpatronen, sondern mit scharfer Munition geschossen und das trotz des herrschenden Nebels und der dadurch bedingten schlechten Sicht! (–)

20. April 45, »Führers« Geburtstag: Eine wunderbare Morgenfeier findet in der Kaserne statt – mit Musik von Mozart und Beethoven, dirigiert von einem gewissen Adam. Lange Musse bleibt uns aber nicht, denn wir werden zum Scharfschiessen auf den Brendten befohlen. Ich erziele ganz gute Ergebnisse. Dann müssen wir noch ein anstrengendes Überlebenstraining absolvieren, obwohl wir altgediente Landser, darunter viele mit hohen Auszeichnungen, u.a. dem Ritterkreuz, unsere Überlebenskünste bereits in der härtesten Praxis zur Genüge nachgewiesen haben. Es ist nach dem Wärmeeinbruch wieder saukalt geworden.

Wir schlagen Zelte im Gebiet des Kranzberges auf hacken die buschigen Zweige der Latschenkiefern ab, damit wir in unserer dünnen Sommeruniform nicht auf dem Schnee liegen müssen, breiten die Decken darüber und fallen in einen Erschöpfungsschlaf.

Was mir im Kaukasus erspart geblieben war, passiert hier auf dem Kranzberg-Hügel: Ich erfriere mir die Füsse, weil sie, eng eingeschnürt in den Bergschuhen, während des bleiernen Schlafes nicht zugedeckt waren und in die Kälte hinausgeragt hatten. Als ich aufwache, merke ich, dass sie fast bis zu den Knien hinauf eiskalt und taub sind und

schleppe mich unter grossen Schmerzen in die Kaserne zurück. Die Fusssohlen sind bereits so gefühllos, dass beim Ausziehen der Bergschuhe festgessorene Sockenreste mitsamt der Haut und Teilen des Fersenfleisches darin hängenbleiben und abreißen. Mit mangansauerem Kali werde ich kuriert und darf dennoch am selben Abend bereits als Offizier von der Wache auf meinen malträtierten Gehwerkzeugen Kasernenwache schieben. Der einzige Lichtblick des misslungenen Tages besteht darin, dass mich Anni und Inge noch per Fahrrad besuchen.

26. April 45: Nur wenige Tage vor dem zu erwartenden baldigen Kriegsende kann ich meinem Vater einen sehnlichen Wunsch erfüllen: Ich habe die Abschlussprüfung bestanden und werde zum Leutnant befördert. Zwar erfahren meine Eltern und Verwandten nichts davon und ich bin ja nur Leutnant der Reserve, aber auch für mich besteht Anlass zur Freude, denn zusammen mit der Urkunde werden mir 400 Reichsmark Bekleidungsgeld und 48 RM Wehrsold in die Hand gedrückt. Sofort wird der zuvor schon vorsorglich beim Schneider bestellte Offiziersrock angezogen und mit Leutnant Günther Kuhn zu Inge und Anni gegangen, um Beförderung zu feiern.

Obwohl nun schon seit einer Woche jeder Ausgang gesperrt ist, weil, wie uns mitgeteilt wurde, die Amis schon auf Weilheim und den Ammergau vorrücken, ignorieren wir das Verbot und leisten wieder bis in die Nacht hinein Inge im Krankenzimmer Gesellschaft.

28. April 45: Ein herrlicher Tag. Unsere Einheiten müssen vor Oberst Pfeiffer vorbeimarschieren. Wir sind eine Eliteeinheit und wundern uns, dass wir bisher nicht zum Einsatz gekommen sind. Viele Pkws mit hohen Offizieren passieren das Kasernentor. Teile des Oberkommandos der Wehrmacht suchen Schutz in unserer Kaserne und verdünnisieren sich. Wir sind peinlich berührt (er offenbar nicht), als wir unserem Kommandeur zusehen, wie er im offenen Mercedes, mit Kisten und Koffern schwer beladen, in hohem Tempo die Kaserne verlässt.

Er wird in einem Privathaus irgendwelche Wertsachen unterbringen.

Auf der Strasse zieht ein unendlicher Flüchtlingsstrom mit Handkarren, Pferdewagen, Autos, Rucksackträgern und vielen Kindern aus Richtung München nach Mittenwald – es ist zum Erbarmen. Tolle Gerüchte schwirren herum. In München soll ein Freiheitssender bereits das Kriegsende verkünden.

Ich bin nach wie vor Flugzeugfan und erlebe zu meiner grössten Freude, dass ein Tragsügler vor unserem Kasernengelände landet. (...) Rechts und links an der Maschine ist je ein Fahrrad und ein Motorrad festgeschnallt. Es ist nicht schwer zu erraten, dass die beiden Insassen ihre Flucht auf zwei Rädern fortsetzen wollen, wenn es kein Flugbenzin mehr gibt.

36. NACH DEM KRIEG GEHT DIE FLUCHT WEITER

(nach Hans-J. Wagner und Hans Miehle)

Die kurz zuvor zum Leutnant beförderten Teilnehmer am Fahnenjunkerlehrgang in der Mittenwalder Gebirgsjägerschule und Beteiligten an den Abwehrkämpfen bei Kaltenbrunn, Hans-J. Wagner und Hans Miehle, berichten über die Ereignisse nach dem Kampf am «Plattele».

Miehle:

Wir verbliebenen fünf Vorposten machten uns rechts der Isar, vom Wald verdeckt, auf den Weg in Richtung Mittenwald. Am Weg entlang, ein guter Fahrweg, war offensichtlich eine Schreibstube aus einer Mittenwalder Kaserne deponiert worden. Wahllos lagen Schreibgeräte, darunter Schreibmaschinen, eine Menge Papier, Behälter und anderes Zeug herum. Man hatte offenbar nicht mehr die Zeit gefunden, alles zu vernichten. Für uns war wenig Brauchbares dabei, auch keine Verpflegung, was wir sehr bedauerten. Als der Weg zur Vereinsalm abzweigte, verabschiedeten sich noch zwei Kameraden, die sich befehlsgemäß in Mittenwald melden wollten. Wir wussten nicht, ob der Ort schon feindbesetzt war. Die auf der Strasse von Krün nach Mittenwald rollenden Fahrzeuge konnten wir nicht sehen, wir hörten nur die Fahrgeräusche.

Wagner:

Nun sind nur noch meine zwei alten Kameraden bei mir: Hans Miehle aus Biberach an der Riss und der bereits erwähnte Günther Kuhn von Neu-Ulm. Auch sie wollen heim. Ich sage ihnen, dass ich nicht nach Hause könne, weil im Ruhrgebiet, meiner Heimat, Typhus herrscht. Es kann sein, dass das nur Propaganda ist, um die Soldaten, die aus der Gegend stammen, davon abzuhalten, davonzulaufen, aber ich weiss es nicht. Ich sage den beiden, ich wäre sehr enttäuscht, wenn sie mich jetzt alleine lassen würden und beschwöre unsere langjährige Frontkameradschaft. So entschliessen sich die zwei, bei mir zu bleiben. Sie wollen dann aber wissen, wie es weitergehen soll.



Hans J. Wagner beim Fährnrichslehrgang in Mittenwald kurz vor Kriegsende

In weiser Voraussicht habe ich eine Spezialkarte vom Karwendel- und Wettersteingebirge dabei! Da habe ich mir eine Diensthütte des Forstamtes Mittenwald ausgeguckt, und die werden wir beziehen, bis sich der Tumult im Tal gelegt hat! (...)

Der Anstieg im hohen Schnee mit unserem schweren Gepäck stellt erneut höchste Anforderungen an unsere Kräfte. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man in ebener Steppe in Russland geradeaus oder in den Bergen einen steilen Anstieg hochsteigt mit zig Kilo auf dem Buckel. Nach einigen Stunden Plackerei haben wir den Einstieg zur Vereinsalm erreicht. (...)

Miehle berichtet:

In der Nacht zum 1. Mai hat es geschneit. Im Tal war der Schnee nicht liegengeblieben, aber je höher wir stiegen, umso dichter wurde die Schneedecke. Schliesslich waten wir durch 15'20 cm tiefen Neuschnee. Wir hatten es nicht mehr weit bis zur Vereinsalm, da bemerkten wir von oben Fusstritte von zwei Leuten in der sonst unberührten Schneedecke. Die Spuren führten wieder nach oben. Wir folgten den rätselhaften Spuren und standen nach ungefähr 30 Schritten vor einem grossen Zelt, das vom Weg her nicht einsehbar war. Neugierig betraten wir das Zelt und stellten zu unserem Erstaunen fest, dass darin eine grosse Menge von Lebensmitteln sauber gelagert war: Fleisch- und Wurstkonserven aller Art, Dörrgemüse, Teigwaren, viele Zwiebackbeutel, Zucker, Tee, Kaffee, Essiggurken und noch andere Dinge für die Küche. Auch ein Jagdgewehr lag dabei. Wir versorgten uns mit dem Notwendigsten, so weit im Rucksack noch Platz war und gingen zurück auf den Weg. (...) Wenn alles gut ginge, würden wir mit Sicherheit noch öfters hierherkommen. Eines war uns aber auch klar, wir waren nicht allein in dieser Höhenregion, und das sollte sich bald zeigen.

Wagner:

Da erscheinen wieder der Hauptmann und sein Adjutant auf der Bildfläche. Der Gebirgsjägeroffizier vermutet sofort und richtig, dass wir uns bedient haben und faucht uns an: «Das ist alles beschlagnahmt für den Werwolf!»

Von diesen nationalsozialistischen Terror- und Sabotagegruppen unter dem Kommando des Generals Zimmermann haben wir bereits gehört – auch, dass diese «Widerstandskämpfer» sich vornehmlich um davongelaufene Landser «kümmern», sprich um die Ecke bringen. Mit dem Mann ist nicht zu spassen, so rücke ich freiwillig wieder eine der Büchsen heraus und mache mich mit den Kameraden schleunigst aus dem Staub. Bald nach diesem mysteriösen Intermezzo erreichen wir die Vereinsalm.

Hier herrscht Betrieb wie auf dem Münchner Stachus. Es wimmelt nur so von Landsern aller Waffengattungen und SS-Angehörigen. Der Trubel ist uns äusserst unangenehm, da wir nicht ausschliessen können, so kurz vor Kriegsende wieder in den Einsatz geschickt zu werden.

Miehle:

Wie wir, so hatten sich auch diese Soldaten die Vereinsalm ausgesucht, um dort zunächst eine Bleibe zu haben oder waren auf ihrer Flucht vor dem anrückenden Feind zufällig vorbeigekommen und geblieben. Das passte uns gar nicht in den Kram. Wer weiss, ob nicht einer von denen noch ausflippt und den Helden spielen will und wenige Tage vor Ladenschluss die anderen und damit auch uns noch in ein Schlamassel hineinzieht. Uns war bald klar, dass wir hier nicht lange bleiben werden.

Wagner:

Vorerst sind wir aber dennoch heilfroh, die friedliche Alm erreicht zu haben, und ich nehme die Fleischdose aus meiner Windjacke. Mir wird am Herd die Benutzung einer Eisenpfanne gestattet, so sind wir nach einem köstlichen Mahl, bestehend aus Blutwurst und Bratkartoffeln, bald frisch gestärkt und können wieder klar denken.

Die Begegnung mit dem Hauptmann geht uns aber nicht aus dem Kopf. Wir kommen zu dem Ergebnis, dass mit dem etwas nicht stimmt und vermuten, dass er von Mittenwald aus eine Übung angeordnet hat, um für sich nach Kriegsende ausreichend Lebensmittel im Gebirge zu deponieren. Die Idee von einem Lebensmittel-Hamsterlager ist nicht schlecht, vor allem, wenn es uns gelingen sollte, den Schatz für uns zu reservieren. Günther und Hans machen sich daher auf den Weg zurück zu der Stelle mit den abgestellten Mulikörben. Ich warte zwei Stunden, bis die beiden wieder zurück sind und kann es kaum erwarten, was sie für Nachrichten mitbringen. Als sie endlich ankommen, grinsen sie über beide Backen. Mir kommen die Freudentränen, als sie berichten, dass sie das Zelt samt Inhalt unbewacht vorgefunden und alles und auch die Kartoffel den steilen Abhang hinuntergepfeffert haben. Kein Mensch wird hoffentlich auf die Idee kommen, in dem unwegsamem Gelände fünfzig Meter tiefer danach zu suchen. Die Sachen bei späterer Gelegenheit zusammenklauben und bergen – wenn das klappt, wäre unser Verbleib im sicheren Hochgebirge für längere Zeit gesichert.

Die drei Männer finden die Forsthütte auf der Schlagalm unbesetzt vor, ziehen darin ein und verbringen dort erlebnisreiche Nachkriegswochen, bevor sie auf abenteuerlichem Wege im August in ihre Heimat zurückkehren können.

37. KEIN ENTKOMMEN

Am 29. April 1945 stand Oskar Abbold vor dem Geschäft des Bäckers Maurer auf dem Marienplatz und harrete inmitten einer dichtgedrängten Menschenmenge wie alle anderen auch aufgeregt der Amerikaner, die da kommen sollten.

Die amerikanischen Streitkräfte nahmen erst mal keine Notiz von dem Gefreiten Abbold und fuhren an ihm vorbei. So ging er in eine Wirtschaft und bestellte sich zur Feier des Kriegsendes eine Halbe Bier. Es sollte seine letzte vor der Gefangenschaft sein. Zu seiner Überraschung füllte sich die Wirtsstube nach und nach mit einer Sorte Gäste, der er eigentlich aus dem Weg hatte gehen wollen, nämlich GIs. Sie lehnten ihre Karabiner an die Tische oder legten sie auf die Stühle und liessen sich bedienen. Abbold wurde es nun ungemütlich, und so machte er sich auf den Weg zu seinem Kompaniegebäude. Als er in der Abenddämmerung aber über die Loisachbrücke wollte, stand dort ein amerikanischer Panzer quer und verstellte ihm den Weg. Niemand wurde durchgelassen. Zu seinem Quartier aber wollte Abbold unbedingt zurück, denn dort hatten er und Kameraden bereits für den Tag X vorgesorgt und vielerlei Waffen, Zigaretten, Vorräte und auch einige Mulis bereitgestellt. So ging Abbold flussabwärts bis zum Wehr und watete durch die Loisach. Unbehelligt erreichte er seine Unterkunftsbaracke und nächtigte dort mit noch etwa 30 Kameraden und einem jungen Leutnant.

Die meisten Kameraden hatten bereits das Weite gesucht, und die Garmischer Bevölkerung bediente sich an den in der «Ari-Kaserne» in grossen Mengen gehorteten Schätzen. Dass hier was zu holen war, hatte sich am letzten und vorletzten Tag herumgesprochen wie ein Lauffeuer, und auf Fuhrwerken und Handkarren wurden Bergschuhe, zahlreiche Offiziersrucksäcke und Lebensmittel, vor allem Zucker, Mehl und Schokocola aufgeladen und heimgeschafft. Trotz des Zornes, dass das Stammpersonal ihnen diese Dinge wochenlang vorenthalten, für eigene Zwecke gehamstert und, wie anzunehmen ist, verschoben hatte, liessen die bewaffneten Soldaten die plündernden Zivi-

listen, meist Bauern, gewähren. Bevor die Amerikaner die Sachen beschlagnahmten, sollten die Garmischer auch etwas davon haben.

Als Abbold am nächsten Morgen aufwachte und aus den vorderen Fenstern der Baracke schaute, erblickte er davor je einen amerikanischen Soldaten. Die GIs hatten aber offenbar nur den Auftrag, das Gebäude zu bewachen. Als dann an diesem schönen Vormittag die Frühlingssonne immer stärker wurde, sammelten sie sich an der Südseite, um sich an ihren Strahlen zu wärmen, und alle 30 Gebirgsjäger verdrückten sich still und leise durch die Fenster auf der schattigen Nordseite zum nicht weit entfernten Schiessstand. Dort beluden sie die bereitstehenden Mulis mit den hergerichteten Tragtaschen und machten sich auf den Weg zum Steppberg. Dort würden sie erst einmal in Sicherheit sein. Sie hatten so viel an Lebensmitteln, u.a. Reis, Schoko-Cola, Fleischdosen, viel Zucker und Butter dabei und fanden in der Hütte ein Dach über dem Kopf, dass sie glaubten, es trotz der Enge viele Wochen lang auf der dortigen Alm aushalten zu können.

Doch dazu kam es nicht: In der Jägerhütte war ein Hauptmann eingezogen, der über ein Funkgerät verfügte. Mit diesem hörte er immer wieder die Aufrufe der Amerikaner an die versprengten deutschen Landser, aus den Wäldern und von den Bergen zu kommen und sich bei ihnen zur Entlassung zu melden. Das war alles, was ein deutscher Soldat damals wollte. So brachen sie nach nur drei Tagen wieder auf. Sie waren noch nicht lange auf der Forststrasse unterwegs, als ihnen eine Gruppe von sieben Angehörigen der Waffen-SS entgegenkam.

Der junge Leutnant, ein Schwarzwälder, der Abbolds Gruppe anführte, handelte schnell. Er nahm seine MP, entscherte und richtete die Mündung auf den eifrigen Scharführer. Seine Männer taten das Gleiche. Er sagte: «Sie haben fünf Minuten Zeit, zu verschwinden!»

Der Scharführer erkannte innerhalb der gesetzten Frist, dass die Kampfbereitschaft der Gebirgsjäger eine andere war, als er sie sich vorgestellt hatte, und zog enttäuscht ab. Der Leutnant liess die Waffen vergraben. Während man Gewehre, Panzerfäuste und Handgranaten in ein Loch warf und zuschaufelte, steckte Abbold zwei Pistolen in ein

trockenes Loch unter einer Wurzel, um bei Bedarf wieder auf sie zugreifen zu können. Die Männer kannten sich untereinander erst wenige Tage, man beschloss, sich zu trennen.

Vermeintlich gut getarnt kamen sie beim «Turmwirt» vorbei, sahen, wie im Gastzimmer mehrere Farbige mit «Frolleins», der Sprache nach aus dem Ruhrgebiet stammend, ihre Gaudi hatten, und wurden ausgerechnet von den «Damen» an ihren Bergschuhen als Soldaten erkannt. Die leichten Mädchen machten ihre neuen Freunde darauf aufmerksam, dass da zwei Soldaten vorbeigingen, und sofort sprangen ein paar der farbigen GIs aus dem Fenster und machten sich auf die Verfolgung. Sie schnappten sie und sperren die beiden in einem Speicher ein, liessen ihnen aber vorerst ihre Lebensmittel.

Vom Speicherfenster aus hatte Abbold nun während der nächsten Tage die beste Aussicht auf das Geschehen. Er beobachtete, wie «Fremdarbeiter» aus dem unterirdischen Messerschmitt-Werk die Geschäfte plünderten und sah jeden Morgen, wie der Förster Voggenreiter ein paar bewaffnete GIs zur Landserjagd begleitete. Als die «Jagdpartie» dann mit den aus den verschiedensten Jagd- und Forsthütten geholten Landsern zurückkehrte, warteten die im Speicher Eingesperren schon darauf und öffneten das Fenster. Jeden Abend musste sich Voggenreiter die übelsten Beschimpfungen anhören. So blieb es nicht aus, dass sich das «Landsergefängnis» bald mit über 20 Mann gefüllt hatte und in dem Speicher kein Platz mehr war. Schliesslich verfrachteten die Amerikaner die Männer auf einen Lastwagen und fuhren sie nach Garmisch. Auch hier war offenbar das eigentliche Auffanglager Eisstadion bereits überfüllt, denn der Kurpark wurde Abbolds erstes Kriegsgefangenenlager – eines von vielen, die folgen sollten...

38. LETZTE AUFTRÄGE

Als der gebürtige Mindelheimer Oskar Abbold, Jahrgang 1926, im Sommer und Herbst 1943 in einer Flak-Stellung in der Nähe des Lechfeldes seinen Reichsarbeitsdienst ableistete, blickte er wie seine Kameraden immer wieder von der Arbeit hoch, wenn Hanna Reitsch mit der neuartigen Messerschmitt 262 ihre Testflüge machte und mit unglaublicher Geschwindigkeit über ihre Köpfe hinwegraste. Abbold wurde somit zum Zeugen der Jungfernflüge des ersten Düsenjägers der Welt. Knapp zwei Jahre später sollte er seinen bescheidenen Beitrag zu dessen Endproduktion liefern und bald darauf ein bewegtes und sehr leidvolles Lebenskapitel beginnen.

Alles begann damit, dass er seinen Wehrdienst abzuleisten hatte und in eine Einheit eingezogen wurde, die einen äusserst hohen Blutzoll zu bezahlen hatte: den Heeres-Gebirgsjägern z.B.V. 201, das sogenannte «Vogesenbataillon». Obwohl sie selber die am besten ausgerüstete Gebirgsjägereinheit waren und beispielsweise jeder über den neu entwickelten Gasdruckkarabiner, also das erste deutsche Automatiksturmgewehr, und auch über Gewehrgranaten verfügte, kämpften sie ohne jegliche Vorbereitung auf den Fronteinsatz auf verlorenem Posten gegen die haushoch überlegenen Amerikaner. Für die meisten von ihnen fand der Krieg und damit das Erdendasein nach nur wenigen Tagen ein Ende im Trommelfeuer. Auch die Amerikaner hatten bei den Stellungskämpfen gewaltige Verluste zu erleiden. Den Stellungskampf waren diese «Fahrzeugsoldaten» nicht gewohnt, da sie lieber erst einmal aus sicherer Entfernung ihre Überlegenheit an schweren Waffen und Jagdbombern wirkungsvoll ausspielen wollten.

Am 24. Oktober 1944 sah sich Abbold von einem Tag auf den anderen als Scharfschütze mit dem Grauen des Krieges konfrontiert. So hörte er etwa einen Feldwebel neben sich stundenlang nach seiner Mutter schreien, bis ihn schliesslich der Tod erlöste, weil ihn in seiner Stellung niemand bergen konnte.

Abbold hatte mehr Glück. Mit aufgerissenem Hals zog ihn ein erfahrener Oberjäger nach einem Granateneinschlag auf einer Zeltplane zurück zur Kompanie und rettete ihn

so vor dem Verbluten. Er war einer der wenigen aus dem «Vogesenbataillon», die lebend oder ohne bleibende Schäden davonkamen.

Erst im Februar 1945 war Abbold so weit wiederhergestellt, dass man ihn als Kurierfahrer für die Flugzeugwerke Messerschmitt AG einsetzen konnte. In dieser Funktion kam er bald erneut mit der revolutionären Me 262 in Berührung.

Vom Hauptbüro Regensburg aus musste er nun Pläne und auch Einzelteile zu den verschiedenen verborgenen Fertigungsstätten bringen. Abbold musste eines Tages wieder einmal Pläne abliefern und brachte sie in das Bewachungsgebäude des Lagers. Mehrere Holzbaracken standen dort, ringsum sollte ein Stacheldrahtzaun mit mehreren Wachtürmen eine Flucht verhindern. Der Kurier sah die Arbeiter in ihrer gestreiften KZ-Kleidung, konnte aber keine Judensterne erkennen. Die Männer unterschieden sich überhaupt sehr von den ausgemergelten Gestalten, die er nach Kriegsende zu Gesicht bekam, als man sie aus dem KZ Dachau holte, durch das Land trieb und einfach ihrem Schicksal überliess.

Diese Männer wurden als wichtige Rüstungsarbeiter, die an der Produktion des ersten Düsenbombers, beteiligt waren, mit einer eigenen Kantine wohl besser behandelt als Millionen ihrer Schicksalsgenossen. Freilich verliess diese «Wunderwaffe» nur in geringen Stückzahlen die unterirdischen Fabriken und konnte in den «Endkampf» um das Reich nicht mehr entscheidend eingreifen, da in den letzten Kriegstagen fast durchweg der Treibstoff für den Düsenantrieb fehlte.

Da es schon spät am Abend war, fragte Abbold, wo er schlafen könne. Man wies ihm daraufhin eine Pritsche im Wachgebäude zu, wo er mit etwa 20 deutschen SS-Männern übernachtete.

Am 27. März 1945 schrieb ihn der Stabsarzt im Lazarett wieder kriegsverwendungsfähig. Anfang April bekam er den Auftrag, ins Heeresbekleidungsamt nach Salzburg zu fahren. Diese Fahrt entwickelte sich jedoch schnell zu einer lebensgefährlichen Angelegenheit. Sein Zug wurde zum Ziel eines Luftangriffes. Abbold sprang rechts aus dem Waggon. Die Menschen, die jedoch auf der anderen Seite Deckung gesucht hatten, fanden den Tod oder wurden durch die abgeworfenen, aneinandergebundenen

Luftminen schwer verletzt. Abbold wurde dagegen von dem ungeheuren Luftdruck in einen Schacht geschleudert, was ihm womöglich das Leben rettete.

Als er schliesslich wieder zurück nach Garmisch kam, musste Abbold mit weiteren sinnlosen und lebensgefährlichen Einsätzen rechnen, doch es kam anders. Abbold leistete aber wie viele andere in jenen Tagen nicht mehr jedem Befehl und vor allem nicht mehr jedem Vorgesetzten Folge. Am 28. April, dem letzten Tag vor dem Einmarsch der US-Streitkräfte, erhielt er noch zwei Aufträge, von denen er aber nur den letzten erfüllte. Der erste wäre einem Himmelfahrtskommando gleichgekommen und ein solches hatte er bereits einige Tage zuvor mit viel Glück lebend hinter sich gebracht.

Seinen allerletzten Auftrag erhielt Abbold kurze Zeit später von Major Pössinger und erfüllte ihn auch. Die ganze Nacht über warf er Unmengen von Geheimpapieren in das Schürloch der Zentralheizung. Sie sollten den Amerikanern nicht in die Hände

fallen. Als Lohn für diesen nächtlichen Einsatz hatte er am nächsten Tag dienstfrei und konnte den Einmarsch der Amerikaner gut beobachten. Abbold freute sich auf das bevorstehende Ende des Krieges und ahnte nicht, was ihm in der so sehnlich erwarteten Friedenszeit noch Schlimmes bevorstehen würde.



Oskar Abbold, 1944

Die von den vier Siegermächten beschlossene Entnazifizierung tritt in Deutschland und in Österreich im Juli 1945 in Kraft. In den Bereichen Gesellschaft, Kultur, Presse, Ökonomie und Jurisdiktion findet eine umfassende Entmilitarisierung und Demokratisierung statt. Die Betroffenen werden in die Kategorien Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete unterteilt.

In der amerikanischen Zone findet eine bürokratisierte Form der Entnazifizierung statt. Von den Deutschen werden insgesamt 1,36 Millionen Fragebögen mit jeweils 131 Fragen ausgefüllt. Das Entnazifizierungsschlussgesetz beschreibt das Ende der vorherrschenden «Umerziehung». Es wird am 11. Mai 1951 verabschiedet und tritt am 1. Juli 1951 in Kraft.

39. «DU BIST SCHWARZER MANN, DU BIST BÜRGERMEISTER!»

(nach Maria Kargl)

Saulgrub war eben besetzt worden, da fuhr beim Mangoldhaus ein amerikanischer Jeep vor. Ein Offizier und ein Dolmetscher stiegen aus. Die Mutter, Tochter Maria und andere Kinder standen vor dem Haus und befürchteten, dass die zwei den Hausvorstand Georg Mangold abholen würden. Schliesslich war er, wenn auch widerwillig und nur für kurze Zeit, Ortsbauernführer gewesen und besass zudem eine portugiesische Pistole, ein Beutestück aus dem 1. Weltkrieg. Die Waffe hatte er als Volkssturmmann

behalten dürfen und war auch dementsprechend angemeldet. Seinen neun Kinder hatten er sie zwar nie gezeigt, sie wussten aber, dass er eine hatte – und das war bei Androhung der Todesstrafe verboten.

«Ist Herr Mangold da?», fragte der Dolmetscher und schürte weiter die Befürchtungen der Familie. Als man die Frage bejahte, gingen zwei Soldaten in die Stube.

Der Dolmetscher versicherte sich, dass der Mann der Gesuchte sei und sagte dann in seinem knapp bemessenen deutschen Wortschatz: «Du bist schwarzer Mann, du bist Bürgermeister!» Mangold wusste nicht, wie ihm geschah, glaubte an einen Irrtum.

Man machte ihm schliesslich klar, dass dies keine Frage, sondern eine Anordnung gewesen sei und der Soldat nicht den ehemaligen, sondern den zukünftigen Bürgermeister meine. Als Mangold schliesslich verstanden hatte, dass sich nicht nur die Hiesigen, sondern auch die Amerikaner unter einem «Schwarzen» keinen Neger, sondern einen katholisch und damit antinationalsozialistisch gesinnten Mann vorstellten, musste er in den Jeep einsteigen und mit zur Kommandantur kommen. Dort sollte er alle ihm bekannten bekennenden Nationalsozialisten im Dorf angeben. Es missfiel ihm, sein Amt gleich mit Denunziation zu beginnen. Während er allerhand Ausflüchte vorbrachte – er wisse das nicht so genau, habe sich nicht darum gekümmert – fiel sein Blick auf eine Liste in der Hand des Vernehmenden. Alle Parteileute des Ortes waren darin bereits vermerkt. Die Amerikaner wussten also schon Bescheid und wollten offenbar nur eine Bestätigung. Er wunderte sich, woher sie diese Informationen so schnell bekommen hatten.

Als Mangold in sein Amt eingeführt wurde, hatten sich bereits elf Mann Besatzung eines Panzerspähwagens in seinem Haus einquartiert – zusätzlich zu der Flüchtlingsmutter mit ihren zwei Kindern und dem Ehepaar, das zuvor schon Zuflucht darin gefunden hatte. Noch in der Nacht vom 29. auf den 30. April hatten sie ihr Fahrzeug vor dem Haus abgestellt und mit der Taschenlampe in alle Räume gespäht. Die Flüchtlinge durften in ihren Zimmern bleiben, die vielköpfige Familie Mangold jedoch schickte man ebenfalls in das nun qualvoll enge obere Stockwerk, bis sich die ungebetenen Gäste gegen Mittag wieder verzogen.

Anfang Juli erging der Aufruf an die Bürger des Dorfes, sich auf der Viehweide gegenüber dem «Gasthof zur Post» einzufinden und Fotoapparate sowie sämtliche Arten von Waffen, auch feststehende Messer, mitzubringen. Eine amerikanische Fahne wurde aufgezogen und alle mussten – wie überall im amerikanisch besetzten Gebiet – widerwillig die mitgebrachten, oft wertvollen Sachen rausrücken. Auch Mangolds portugiesische Pistole wechselte bei dieser eleganten Form der Plünderung den Besitzer. Mangold wehrte sich nicht. Wenn die Amis schon eine Nazi-Liste hatten, dann konnten sie auch über eine Auflistung der angemeldeten Volkssturmwaffen verfügen – und auf Waffenbesitz stand die Todesstrafe.

Mangold erhielt bald darauf weitere unangenehme Aufträge als Bürgermeister. Die Parteimitglieder, von denen mancher vor kurzem noch auf hohem Ross gegessen hatte, wurden für allerlei niedere Dienste herangezogen, und er als Bürgermeister musste diese bewusst erniedrigenden Anordnungen der Sieger umsetzen.

Zuerst hatten die Parteileute die Strassen des Dorfes zu kehren – Mangold hatte Mühe, genügend Besen zu organisieren. Dann mussten sie rings um das amerikanisch besetzte «Gasthaus zur Post» die weggeworfenen Dosen und allerlei anderen Unrat der Besatzer aufklauben und wegräumen.

Gegen die nächste Schikane für die ehemaligen «Braunen» legte aber sogar der «Schwarze» Protest ein. Anblick und Duft des Misthaufens vor ihrem Quartier hatten die Amis gestört, und ausgerechnet am Sonntag nach dem Einmarsch sollten die ihnen bekannten Nazis das Ärgernis entfernen. Mangolds Hinweis auf die Sonntagsruhe fruchtete nicht, zwei berittene Parteimitglieder spannten ein und leisteten die Fuhrdienste, die anderen gabelten den stinkenden Haufen auf die Wagen. Mancher murrte, doch keiner weigerte sich; die Umerziehung hatte begonnen und zeigte erste Erfolge.

Misstrauen und Unfreundlichkeiten hatte aber auch Mangold zu erdulden. Als die Amerikaner in sein Haus einzogen, verlangten sie von ihm das Einheizen des grossen Kachelofens – nicht, weil sie froren, sondern weil sie sichergehen wollten, dass sich im Kamin niemand versteckt hielt. Das ganze Parterre des eigenen Hauses war für die Eigentümer unzugänglich, lediglich im Stall durften sie sich aufhalten. Mangold hatte

sogar eigens darum bitten müssen, sein Vieh versorgen zu dürfen. Nicht nur das Parterre, auch den Keller beschlagnahmten die Amerikaner. Darin fanden sie jede Menge Lebensmittelvorräte, weil noch kurz vor Kriegsende geschlachtet und ein grosser Vorrat an Butter und Kalkeiern angelegt worden war. Die Amerikaner machten sich über die Eier her, schnitten aber aus dem grossen Butterlaib nur das Mittelteil heraus. Auch sonst hatten sie stets Angst vor Vergiftung. Als einer von ihnen irgendwo eine Schnapsflasche organisiert hatte, war es keine Höflichkeit, dass Mangold den ersten Schluck daraus nehmen durfte – er diente lediglich als Vorkoster. Endlich verliess die Spähwagenbesatzung das Haus.

Auch unter den Ortsansässigen selbst herrschten in der ersten Nachkriegszeit oft Missgunst und Neid. Es erging der Befehl, dass jeder ohne Entlassungspapiere heimkehrende Wehrmachtsangehörige sich sofort auf der Kommandantur melden müsse. Gleich am ersten Tag nach dem Einmarsch kehrte der Sohn Georg jun. heim. Er gehörte dem letzten eingezogenen Jahrgang an und war nun heilfroh, dass er beim Reichsarbeitsdienst ein verlockendes Angebot ausgeschlagen hatte. Denn es galt der Grundsatz: «Wenn du dich freiwillig zur SS meldest, bekommst du Urlaub. Wenn nicht, ist der Gestellungsbefehl schon daheim, wenn du mit dem Arbeitsdienst fertig bist!»

Nachdem Georg jun. glücklich das Elternhaus erreicht hatte, schlüpfte er sofort in Zivilkleidung. In den nächsten Tagen kamen auch andere Söhne heim, und Mangold wurde um Rat gefragt, ob sie sich wirklich offiziell melden sollten. Die Väter einigten sich darauf, die heimgekehrten Söhne möglichst versteckt zu halten und erst mal abzuwarten. Diese Rechnung hatten sie aber ohne eine missgünstige Frau gemacht. Sie kam zum neuen Bürgermeister und herrschte ihn an: «I woass, dass deiner und no zwoa Buam da san! Wenn'st es du net meldest, dann meld's i!» Und als Begründung schob sie nach: «Mei Mo is schliesslich a no net do!»

Unter diesen Umständen meldeten sich die drei jungen Männer von selber und wurden von den Amerikanern gleich ins Gefangenenlager Eisstadion in Garmisch-Partenkir-

chen verfrachtet. Dort gelang ihnen aber die Flucht, sodass sie heimkehren und viel später im Entlassungslager Habach ihre Papiere erhalten konnten.

Georg Mangold war nicht nur ein diktatorisch bestellter Gemeindevorsteher, er wurde von den Bürgern auch auf demokratischem Wege im Amt bestätigt und blieb bis 1952 Bürgermeister.

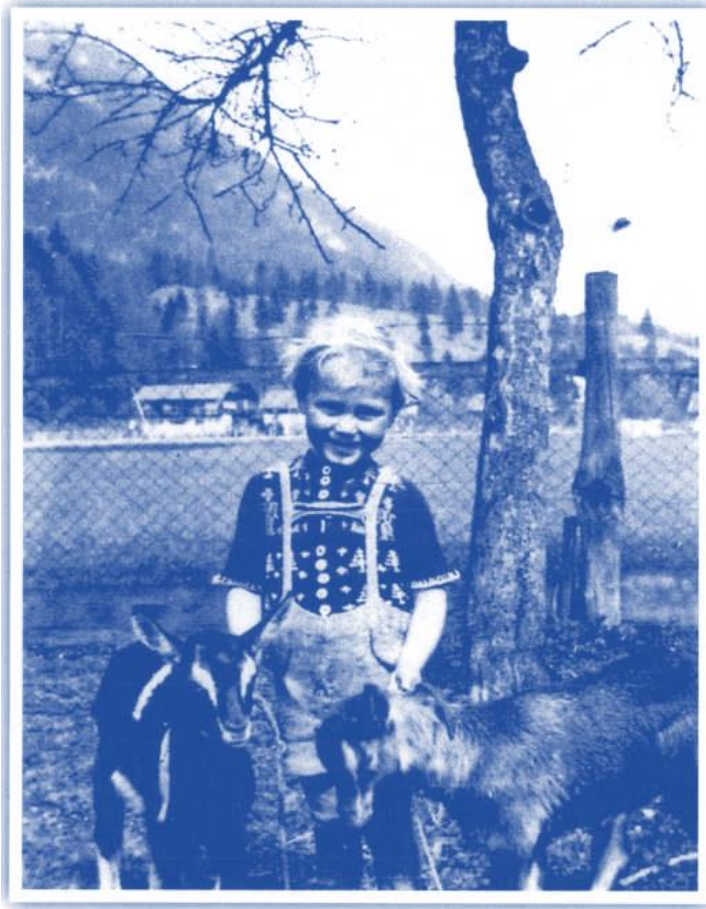
40. HELMI UND DER NEGER

Als der amerikanische Leutnant Hirsch per Megaphon aus der Panzerluke heraus die von nun ab geltenden Verhaltens-Massregeln an die Grainauer bekanntgab, war der Dorfplatz voller Menschen. Viele der US-Soldaten waren Schwarze. Auch Polen waren dabei. Sie umstellten den Panzer und sperrten eine freie Fläche davor ab.

Dort stand auch bereits Helmut Schuster zusammen mit seinem Bruder Peter und anderen Kindern. Sie hatten ihre Neugier nicht mehr unterdrücken können, die Amerikaner und besonders die Schwarzen zu bestaunen. Helmut Schuster, damals drei Jahre alt und noch mit weissblonden Haaren auf dem Kopf, stand ganz vorne an der Absperrung, neben ihm einer der US-Neger. Mit seiner schwarzen Hand streichelte er dem kleinen Jungen übers Haar. Der Junge hatte noch nie zuvor einen «Neger» gesehen. Er schaute sich die Hand an und griff in seiner kindlichen Unbefangenheit danach. Er rieb mit dem Finger an der schwarzen Haut und besah sich dann den eigenen Finger. Er hatte wissen wollen, ob der Neger abfärbt. Dieser, ein grosser Kerl, bemerkte natürlich die kindliche Neugier an seiner fremdartigen Hautfarbe und lachte den Helmi freundlich an.

Es hat sich während der Besatzungszeit oft gezeigt, dass die Schwarzen, die ja selber meist aus ärmsten Verhältnissen stammten, angesichts der Not und des Elends mehr Mitgefühl mit den Besiegten aufbrachten als die Weissen.

Während die Farbigen während des Krieges die vordersten Plätze einnehmen «durften», mussten sie sich, zurück in ihrer Heimat, nicht nur im Bus wieder auf die hinteren Plätze setzen.



Der junge Helmi Schuster, 1946

41. JIMMY, DER TEXANER

Obwohl sie den Krieg gewonnen hatten, erschienen viele amerikanische Soldaten in ihrem ganzen Verhalten wie grosse Kinder. So war während der ersten Maitage für vier Tage ein Texaner namens Jimmy im Ort als Bewacher der internierten Landser einquartiert. Er war ein fröhlicher junger Mann und stammte allem Anschein nach aus einem texanischen Farmhof. Emi Mair hatte noch eine Kuh und ein paar Hühner im Stall ihres Hauses stehen, in dem ja nun die Amis waren. Zur Versorgung der Tiere hatte sie nach Ende der Sperrzeit um 6 Uhr morgens Zugang. Als sie aber das erste Mal mit dem Melkeimer anrückte, war die Kuh bereits ausgemolken. Jimmy hatte anscheinend lange keine kuhwarme Milch mehr bekommen und sich bedient. Auch die Eier in den Gelegen der Hühner fehlten. Während Diebstahl oder auch nur der «Besitz von Eigentum der Alliierten Streitkräfte» mit mindestens einem Monat Gefängnis bestraft wurde, nahm man es anders herum nicht so genau.

Ein schlechtes Gewissen hatte der Besatzungssoldat aber anscheinend doch, denn unter der Kuh lag eine Dose Bier. Man war ihm nicht lange böse. Die nächsten Tage holte er sich weiterhin das Quantum Milch, das er brauchte. Jedes Mal aber lag eine Dose Bier unter der Milchkuh. «Itz hob i a Kuah, de gibt a Bier!», sagte Emi. Sie konnte mit dem Bier nichts anfangen und verschenkte es.



Christoph Birnbaum

Feldpostbriefe aus Stalingrad 1942-43

Hardcover

Format: 160 x 240 mm

ca. 224 Seiten

zahlreiche s/w-Abbildungen

ISBN: 978-3-939284-38-3

ca.€(D) 14,99/€(A) 15,50

Erscheint im Juli 2012

sich eine Schlacht zum siebzigsten Mal, die wohl zu Recht als Synonym für die Schrecken des Krieges gilt: Stalingrad. Aus diesem Anlass lässt der Historiker Christoph Birnbaum nun erstmals die Protagonisten dieser Schlacht zu Wort kommen.

; in seinem erfolgreichen Vorgängerband «An Weihnachten sind wir zu Hause» analysiert er in Zusammenarbeit mit dem Museum für Kommunikation in Berlin die Feldpostbriefe der in Stalingrad Ein- und vergleicht ihre private Perspektive mit der offiziellen Sichtweise des Oberkommandos auf den tatsächlichen Schlachtverlauf.

Weise erlebt der Leser die trotz aller Widrigkeiten anhaltende Siegeszuversicht ebenso mit wie die Angst und das Heimweh der Soldaten im Kessel von Stalingrad.





Christoph Birnbaum
**An Weihnachten
sind wir zu Hause**

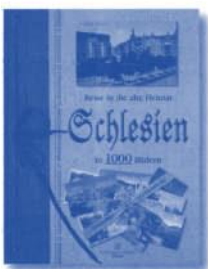
Feldpostbriefe aus dem
Russlandfeldzug 1941

Hardcover
Format: 160 x 240 mm
224 Seiten
zahlreiche s/w-Abbildungen
ISBN: 978-3-941557-99-4

€ (D) 14,99/€(A) 15,50

Vor siebzig Jahren begann das »Unternehmen Barbarossa«, der deutsche Angriff auf die Sowjetunion. Im erfolgreichen Vorgängerband zu »Feldpostbriefe aus Stalingrad« beleuchtet Christoph Birnbaum aus diesem Anlass in Zusammenarbeit mit dem Museum für Kommunikation in Berlin die Feldpostbriefe deutscher Wehrmachtssoldaten aus dem Jahr 1941. Auf diese Weise erlebt der Leser die Euphorie nach den ersten siegreichen Schlachten ebenso hautnah mit wie das Heimweh oder die Sorgen und Ängste der Soldaten im russischen Winter.

Reise in die alte Heimat • Hardcover, Format: 225 X 295 mm, vierfarbig, **je nur € (D) 19,95 /€ (A) 20,60**



Schlesien in 1'000 Bildern

376 Seiten
ISBN: 978-3-941557-20-8
VSB-Nr.: 656049



Ostpreußen in 1'000 Bildern

399 Seiten
ISBN: 978-3-941557-25-3
VSB-Nr.: 656550



Pommern in 1'000 Bildern

ca. 376 Seiten
ISBN: 978-3-939284-34-5
VSB-Nr.: 656165
Erscheint im Mai 2012